

Ulrich (Uli) Kohler

Zwischen Wirtschaftswunder und Corona

... Zum „Siebzigsten“: ein Streifzug durch mein spannendes Leben

| Inhalt | Seite |
|--|-------|
| 1. Vorwort | 2 |
| 2. Baumstraße 24, Der erste Lebensabschnitt | 2 |
| 3. Vorschulzeit und erste Schuljahre – Burgstraße 21 | 5 |
| 4. Veränderungen – Eichendorfstraße 4 | 7 |
| 5. Illingen | 8 |
| 6. Der „Ochsen“ | 10 |
| 7. 1960 – Uhlandstraße 9 | 11 |
| 8. Realschule | 14 |
| 9. Pforzheimer Zeit | 17 |
| 10. Turnerschaft Bad Liebenzell | 21 |
| 11. Prisma und die „wilde Zeit“ | 22 |
| 12. Tankstelle „Heinzelmann“ | 27 |
| 13. Bundeswehr und Feuerwehr | 28 |
| 14. Henkel & Grossé | 34 |
| 15. Studium und Referendariat | 35 |
| 16. Ein Leben für die KS 1 | 39 |
| 17. Allmersbach im Tal | 57 |
| 18. Sport ein Leben lang | 63 |
| 19. Berlin und der Osten | 78 |
| 20. Zu Hause in Europa | 82 |
| 21. Donzdorf | 86 |
| 22. Fahrzeuge | 89 |
| 23. Zu neuen Ufern | 95 |
| 24. Dank und Epilog | 97 |
| 25. Anhang | 99 |
| - Liste ausgeübter Ehrenämter | |
| - Liste persönlicher Kontakte mit Personen des Öffentlichen Lebens | |
| - Auswahl von Weltereignissen der letzten 70 Jahre | |
| - Auswahl besuchter Orte | |
| - Persönliche Top 20 der besuchten Hotels | |

1. Vorwort

70 Jahre sind ein stolzes Alter und ich bin dankbar und glücklich darüber, dass es mir vergönnt ist, diese Zahl zu erreichen. Zwar gibt es in diesen Corona-Zeiten wenig Grund zum Feiern – eine offizielle Feier wird es daher nicht geben. Aber Grund zum Feiern gibt es nach Ende dieser Katastrophe sicher genug. Als Alternative habe ich diese „Story meines Lebens“ niedergeschrieben.

Diese soll für die Nachwelt – vor allem meine Nachkommen – dokumentieren, wie mein Leben verlaufen ist. So viel vorab: es war spannend und abwechslungsreich und ich finde, es ist mir gelungen, Spuren zu hinterlassen.

Es kann natürlich nicht jeder Tag und jede Minute meines bisherigen Lebens nacherzählt werden – es sind Dinge, Menschen und Begebenheiten, an die ich mich spontan erinnere. Daher bitte ich alle um Nachsicht, die hier nicht erwähnt werden; dies ist keine Absicht!

Los geht es an einem regnerischen und stürmischen Januartag des Jahres 1951 – wobei mir für die ersten Lebensmonate wenig an Erinnerungen bewusst ist – hier berufe ich mich auf die Erzählungen meiner lieben Mutter Martha, der es im stolzen Alter von 37 Jahren vergönnt war, einen Sohn zu gebären. Es sollten noch meine Schwester Sigrid (1952) und mein Bruder Andreas (1960) folgen; für die damalige Zeit fast ein medizinisches Wunder!

Diese Geschichte widme ich in erster Linie meinen tollen Kindern Lars, Britta und Ameli und meinen Enkelkindern, sowie meinen Stieftöchtern Corinna und Ramona. Auf die berufliche und private Situation meiner Kinder, Enkelkinder und Stiefkinder gehe ich in dieser Chronik nicht oder nur am Rande ein; sie „schreiben“ ihre eigene Geschichte.

Der Text ist in der „Ich-Form“ geschrieben – dass soll keine Missachtung der Personen sein, die mich bei vielem begleitet haben; sie waren und sind dabei!

2. Baumstraße 24, Der erste Lebensabschnitt

Nachdem ich am 20. Januar des Jahres 1951, gerade noch im Zeichen des Steinbocks, im Kreiskrankenhaus Calw, mit dem ich keinerlei gute Erfahrungen verbinde, geboren wurde – vor allem ist mir der üble Krankenhausgeruch seit Kindertagen so ein Graus, dass ich ein Krankenhaus nur im äußersten Notfall betrete – geboren wurde, begann mein Leben. Dieses war gerade in jüngsten Kindertagen von zahlreichen schweren Krankheiten geprägt, an die ich mich bewusst zum Glück nicht erinnere; allerdings weiß ich von meiner Mutter, dass ich einmal mit falschen Medikamenten behandelt wurde, was vermutlich zum Tode geführt hätte, wenn mich meine Mutter nicht aus dem Krankenhaus „entführt“ hätte.

Meine Rettung hieß Dr. med. M. Raver (gesprochen wie es dasteht), ein junger Kinderarzt in Calw, der sich nicht nur für mich, sondern auch für meine nachgeborenen Geschwister als Segen erwiesen hat. Gott hab' ihn selig!

Aber das soll es mit den Krankheitsberichten gewesen sein! Vielleicht sind es diese prägenden Kindheitserfahrungen, die bis heute die Ursache dafür sind, dass man in meiner Gegenwart nie über Krankheiten oder Gebrechen reden sollte, es sei denn, dass es sich um

Sportverletzungen o.ä. handelt. Die aktuelle Corona-Berichterstattung mit den täglichen „Wasserstandsmeldungen“ über Krankheiten und Tote treibt mich auch diesem Grund fast in den Wahnsinn.

Prägend für meine ersten Jahre waren sicher unsere Wohnverhältnisse in der Baumstraße 24 in Bad Liebenzell, wo meine Schwester und ich mit den Eltern in einer kleinen Zweizimmerwohnung lebten.

In dem großen Haus, das der Familie Nagel bis heute gehört, wohnten August und Anna Nagel, geb. Littloff mit dem Sohn Kurt (Jahrgang 1927), der schon früh mein ältester Freund wurde und der mich in der Kindheit sicher mit geprägt hat, sowie die Oma Littloff, die aber schon in den frühen 1950-er-Jahren verstarb. Das sie als Schwerhörige noch mit einem Hörrohr umging, kann man sich heute kaum mehr vorstellen.

Mein Vater Herbert war zu der Zeit Küchenchef im Hotel Ochsen in Bad Liebenzell; einem stattlichen Landhotel, das sich zu Recht „erstes Haus am Platze“ nennen konnte. Er war hoch anerkannt, wie zahlreiche Preise und Anerkennungen beweisen. Da er redegewandt und humorvoll war, hätte er sicher das Zeug zum „Fernsehkoch“ gehabt. So aber verbrachte er viel Zeit im Ochsen: man muss sich vorstellen, dass die Arbeitszeiten in der Gastronomie viel extremer waren als heute. Mein Vater verließ die Wohnung spätestens morgens um 7.30 Uhr und kam oft erst gegen Mitternacht oder später zurück – die nachmittägliche „Zimmerstunde“ verbrachte er oft schlafend auf dem Sofa – wenn er es denn überhaupt geschafft hat, am Nachmittag nach Hause zu kommen. Freie Tage gab es schon, aber höchstens einen Tag unter der Woche; wenn's dumm lief und beim Ochsenwirt gerade wieder ein Bus mit einer Reisegesellschaft vorgefahren war, konnte auch nur ein halber Tag daraus werden.

Feiertage fanden in der Regel immer ohne meinen Vater statt. So fand die weihnachtliche Bescherung immer am Nachmittag des Heiligen Abend zwischen 15 und 17 Uhr statt, weil der Vater danach wieder in die Arbeit musste. Für uns war das aber normal – wir haben uns den Umständen angepasst. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Weihnachten heute für mich nicht die Bedeutung hat, die es für viele andere Menschen hat. Trotz des schmalen Budgets – mein Vater hat damals zu Beginn 100 Mark im Monat verdient - haben wir immer schöne Geschenke bekommen.

Manchmal hatte der Vater am zweiten Weihnachtsfeiertag frei. Da er sehr gläubig war, besuchte er, wenn's irgendwie ging, morgens den Gottesdienst in der evangelischen Stadtkirche.

Zu Hause gekocht hat mein Vater zu der Zeit sehr selten – aber meine Mutter war eine gute Köchin. Gastronomische Erfahrungen hatte sie in Lokalen Ihres Onkels „Widmayer“ in Stuttgart und Heilbronn, sowie nach dem 2. Weltkrieg im „Ratskeller“ in Stuttgart gesammelt. Woran ich mich aber erinnere: am zweiten Weihnachtsfeiertag machte mein Vater immer „Italienischen Salat“ natürlich mit selbstgemachter Majonäse - ein Hochgenuss!

Als Kind war ich oft bei der Familie Nagel. Als ich größer war, haben mich Onkel August und Tante Anna, wie ich sie nennen durfte, öfters auf Busausflüge, die von der Firma Omnibus

Eichele durchgeführt wurden, mitgenommen. Da meine Eltern kein Auto hatten, wäre ich sonst nie an den Mummelsee oder die Triberger Wasserfälle gekommen. Eine Anekdote auf einer dieser Fahrten war die Anwesenheit eines Herrn Lustig (das war sein tatsächlicher Name). Von ihm ist mir in Erinnerung geblieben, dass der Herr Lustig unserem damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss absolut ähnlich sah – auch was die Stimmlage betraf.

August Nagel, ein pensionierter Zollbeamter, war Imker – der große Garten der Nagels bot neben einem Bienenhaus auch genügend Platz für einen geräumigen Hasenstall, in dem Sohn Kurt Rassekaninchen züchtete – ein Hobby, das heute eher in der Rangliste weiter unten steht. So stellte August Nagel auch eigenen Honig her und zwar in einer alten Honigschleuder mit Kurbelbetrieb, die in der Stube (!) aufgestellt wurde.

Hier fand dann auch das erste einschneidende Erlebnis statt, an das ich mich erinnere – es ist die Wahrheit, so genau wie ich den Vorfall bis heute in Erinnerung habe (als knapp ein Jahr altes Kind!), kann ich das nicht aus Erzählungen wissen. Da ich noch nicht oder zumindest kaum laufen konnte bin ich auf dem Boden herum gekrabbelt und habe mich für die Mechanik der Honigschleuder interessiert. Wissbegierig war ich schon von Kindesbeinen an und bin es bis heute. Aber, das Verhängnis nahm seinen Lauf. Nichtsahnend von der mahlenden Kraft von ineinandergreifenden Zahnrädern hat mich das Räderwerk so fasziniert, dass ich mit meinem rechten noch sehr kleinen Zeigefinger das unbedingt erspüren musste (das Räderwerk hatte keine Abdeckung – das war früher auch nicht üblich; man hatte aufzupassen!).

Der Schrei meiner Mutter war markerschütternd. Wie in einem Film läuft es heute noch ab, wie sie mich auf den Arm packte und, mit mir zur Tür rannte und schleunigst die Staffeln des „Kleinen Kugelberg“ hochhetzte, um in die Praxis des Dr. Seeger zu gelangen. Auch wenn mich der Vorfall bis heute kennzeichnet: das vordere Glied des rechten Zeigefingers fehlt teilweise, interessanterweise sind Teile des Fingernagels erhalten geblieben, hat mich das nie im Leben behindert. Ich habe von Anfang an gelernt, den Stift etwas anders zu halten. Ich kenne nichts anderes – auch meiner späteren Wehrtauglichkeit hat das keinen Abbruch getan. Gewehre und Pistolen abzufeuern war kein Problem, schwierig bis heute ist der Umgang mit Kegel- oder Bowlingkugeln, weil der Fingernagel gerne hängen bleibt, was sehr schmerzhaft ist, weshalb diese Sportarten nicht zu meinen Favoriten gehören.

Zu den schönen Erlebnissen meiner frühen Kindheit gehört auch der regelmäßige Besuch beim Schmied Wilhelm Zimmermann, genannt „Hebbe“ – einem echten Unikum. Seine Schmiede, die soweit ich weiß, bis heute im Originalzustand erhalten ist, obwohl der „Hebbe“ schon lange tot ist, lag direkt neben dem Haus Baumstraße 24, wo wir wohnten, nur getrennt durch den Lengenbach.

Oft habe ich zugeschaut, wie noch Pferde beschlagen wurden – die Abläufe könnte ich heute nachvollziehen – oder die dazu passenden Hufeisen geschmiedet wurden. Dazu dieser unnachahmliche Geruch. Ab und zu gab es „Schimpfe“ von meiner Mutter, weil ich zu lange ausgeblieben war. Ab und zu kam es nämlich vor, dass ich beim „Hebbe“ noch zum Vesper bleiben durfte.

Wilhelm Zimmermann war aber auch der Experte für Wasseranschlüsse in der Stadt – ich glaube, es gab keinen Wasseranschluss in Liebenzell, den er nicht kannte. Da „Hebbe“ über kein Auto verfügte, erreichte er seine Baustellen außerhalb zu Fuß oder es kam immer wieder vor, dass er am Straßenrand stand und jemand anhielt, um ihn wohin zu fahren. Später als ich den Führerschein hatte, habe ich ihn auch hin und wieder gefahren. Ich erinnere mich gut, als er mich mitten in Liebenzell angehalten und mich gefragt hat, ob ich ihn zu einem Wasserrohrbruch hoch nach Beinberg fahren könne. Es war mir eine Ehre!

Viel unterwegs war ich mit meinem väterlichen Freund Kurt. Er nahm mich mit zum sonntäglichen Stammtisch in das Gasthaus Sonne – hier saßen unter anderem noch Männer am Tisch, die sich an meinen leider bereits 1920 tödlich verunglückten Großvater Eugen Holzäpfel erinnerten, den ich leider nie kennen lernen durfte. Kurt nahm mich auch mit, wenn er (gelernter Schreiner) immer Samstags seinem Freund Gerhard Schneider auf Baustellen ausgeholfen hat. So habe ich – wie auch bei den Aufenthalten in der Schreinerwerkstatt in der Kirchstraße - schon erste Einblicke in handwerkliche Tätigkeiten bekommen. Auch mochte ich den Geruch in der Schreinerei.

Aber die Zeit in der Baumstraße ging zu Ende! Die Wohnung wurde einfach zu klein: neben dem Schlafzimmer, wo auch meine Schwester und ich in Kinderbetten schliefen, gab es ein kleines Wohnzimmer, das nach meiner Erinnerung sicher nicht mehr als zehn Quadratmeter groß war und eine Küche mit einem steinernen Spülstein. Aber diese Wohnverhältnisse waren zu der Zeit nicht ungewöhnlich, war doch der Wohnraum in der Nachkriegszeit, in der wir uns damals noch befunden haben, knapp. Dies unter anderem auch deshalb, weil noch viele Menschen aus dem total zerstörten Pforzheim im Umland hatten untergebracht werden müssen. So waren meine Eltern auf der Suche nach einer größeren Wohnung und ich kann mich gut erinnern, wie zäh diese Suche war, bis endlich was gefunden wurde – eine Mietwohnung in einem Neubau in der Burgstraße 21.

3. Vorschulzeit und erste Schuljahre – Burgstraße 21

Ulrich Keppler war Bahnbeamter und stammte aus Rötenbach auf der Enz-Nagold-Platte. Mit seiner Frau Rosa und dem Sohn Richard (von Beruf Installateur/Spitzname „die Katze auf dem heißen Blechdach“) wohnten sie in einem Bahnwärterhaus am Bahnübergang in Richtung Monbach. (Das Gebäude wurde später in die Gaststätte „Burgblick“ – s.a. Kapitel 11 umgewandelt). Während Herr Keppler seinen Dienst am Bahnhof in Liebenzell verrichtete, war es die Aufgabe von Frau Keppler vor einem herannahenden Zug die Bahnschranken zu schließen und danach wieder zu öffnen – die Information dazu kam über ein Läutwerk. Wie es sich für eine „Bahnwärteridylle“ gehört, besaßen die Kepplers Ziegen und Hühner für die Selbstversorgung. Dabei habe ich Ziegenmilch nie gemocht; das ist auch heute noch so.

Das Haus in der Burgstraße war ein Zweifamilienhaus, in dem wir im 1. Stock (von der Rückseite mit dem ebenerdigen Eingang) wohnten. In der Wohnung darüber wohnte die Familie Prey mit der Tochter Sieglinde. Zu unserer Wohnung gehörte auch ein möbliertes Zimmer im Erdgeschoss, das meine Mutter untervermietet hat. Meistens handelte es sich

bei den Mietern um Lehrerinnen, u.a. das Fräulein Schwegler, die später meine Klassenlehrerin in der 1. Und 2. Klasse wurde.

Neben uns in Nummer 19 wohnte in einem älteren Doppelhaus aus der Anfangszeit des 20. Jahrhunderts die Familie Schnauer mit den Töchtern Gabi und Heidi. Herr Schnauer betrieb eine kleine Fabrik zur Herstellung von Wandväschen und Autoväschen (kleine Vasen, die damals „in“ waren und als Wandschmuck oder am Armaturenbrett von Autos angebracht wurden).

In Nummer 25 wohnten die Familien Tyburcy und Schau, mit dem Sohn Rolf einem späteren Klassenkameraden meiner Schwester.

Rolf Schau Senior war Fahrer beim „Liebenzeller Sprudel“ und fuhr daneben Busse bei „Auto Eichele“. Er besaß ein Motorrad mit Seitenwagen, wenn ich mich recht erinnere, eine NSU „Max“.

Haus Nummer 27 gehörte der Familie Schröter. Erwin Schröter war Fabrikant für Lederarmbänder, die im Erdgeschoss von Nummer 27 gefertigt wurden. Herr Schröder hatte als Kriegsfolge einen steifen Ellbogen, seine Frau Kläre war eine ehemalige Schulkameradin meiner Mutter. Die Söhne Jürgen und Fred sind älter als ich, aber zu beiden hatte ich über viele Jahre Kontakt (entweder über den Turnverein – Jürgen – oder bei Treffen mit meinem Vetter Werner – Fred. Den Fred habe ich bei der 50-Jahr-Feier des Jugendclub Prisma im Oktober 2019 nach Jahrzehnten erstmals wieder getroffen.

Zur Miete wohnte im Obergeschoss die Familie Rückheim, die es aus dem zerbombten Pforzheim nach Liebenzell verschlagen hatte. Der Sohn Bernd war mein erster klassischer Spielkamerad und bis zum Wegzug der Familie nach Pforzheim Ende der 1950-er-Jahre waren wir nahezu täglich zusammen „auf der Gass“.

Von der Burgstraße aus gingen meine Schwester und ich zum Kindergarten „Marienstift“ in der Kirchstraße, wo wir mit der „Tante Brigitte“ eine zwar strenge aber sehr angenehme Kindergärtnerin hatten. Die Gruppe war groß und die Regeln nach heutiger Lesart streng (ohne dass uns das geschadet hätte): wer „randalierte“ wurde schon mal mit einem Kummel an den Stuhl gebunden oder bei zu viel Unruhe wurde schon mal der Mund mit einem Pflaster zugeklebt (kurzzeitig). Nach meiner Erinnerung ist mir das nie wiederfahren; im Großen und Ganzen war ich brav – nur einmal wurde mir mit einem Handfeger der Hintern „versohlt“; ich war mal wieder zu neugierig gewesen.

Jedes Jahr fanden ein Kindergartenfest im Garten und ein Kinderumzug statt, bei dem Spiele, Gesang und Vorträge auf dem Programm standen. Im Mittelpunkt dieser Vorträge standen oft meine Schwester und ich. Ein Grund lag darin, dass es Anliegen unserer Mutter ein war, dass wir da was vortragen und Sigrid und ich vor allem in der Lage waren, seitenweise auswendig gelernte Texte zu reproduzieren. Überhaupt war ich der „Sonderbeauftragte“ für Verse aufsagen – bei zahlreichen Gelegenheiten, zum Beispiel bei Geburtstagsfeiern im Hotel Ochsen wurde ich auserkoren, Gedichte oder Sprüche vorzutragen und das schon ab dem Kindergartenalter.

Nach der Kindergartenzeit kam ich im März 1957 (damals wurde noch zu Ostern eingeschult) in die Christliche Gemeinschaftsschule (hieß damals noch so) nach Bad Liebenzell. Wie oben erwähnt, wurde das Fräulein Schwegler meine Klassenlehrerin für die ersten beiden Jahre. Zu erwähnen ist, dass der Unterricht für die Klassen eins und zwei gemeinsam erteilt wurde – nichts Außergewöhnliches zu der Zeit – in der Volksschule wurden sogar die Klassen 5 – 8 (es ging nur bis Klasse 8) gemeinsam vom erst im Jahr 2019 verstorbenen Lehrer Walter Kalmbach unterrichtet. Etliche dieser Schülerinnen und Schüler haben es dennoch im Leben weit gebracht.

Was es zu der Zeit übrigens auch noch gab, waren Tatzen, das heißt Schläge auf die Handfläche mit einem Rohrstock – fiese Zeitgenossen unter der Lehrkräften liebten es auch Schüler an den Haaren zu ziehen oder Ohrfeigen zu verpassen.

In Klasse drei wurde das Fräulein Wurst, eine grogewachsene dunkelhaarige Frau aus Grunbach im Enzkreis meine Klassenlehrerin. Klasse drei war eher eine Durchgangsstation. Meine Leistungen waren nie schlecht, aber auch nie überragend. Da ich schon damals immer lieber draußen gespielt habe als mich den Hausaufgaben zu widmen, habe ich im Grunde das gemacht was sein musste – die tollen Leistungen habe ich mir für später aufgehoben – Berufsabschluss/Studienabschluss/Beruflicher Aufstieg. Halt, als es darauf ankam!

Die vierte Klasse war insofern entscheidend, als dort über den weiteren schulischen Weg entschieden wurde. Nach Abschluss der vierten Klasse musste eine Aufnahmeprüfung abgelegt werden, wenn man auf die Realschule oder das Gymnasium wechseln wollte. Ein Verfahren, das ich persönlich auch heute sehr gut fände, weil es zum Beispiel Kindern, die zum Beispiel für das Gymnasium (noch) nicht reif sind von einem Besuch der „falschen“ Schulart abhalten würde.

Unser Klassenlehrer war Hans (genannt James) Rentschler, der - stets korrekt mit Fliege gekleidet – den Unterricht häufig mit einem Geigenspiel begann. Dabei oblag es dem jeweiligen Tafeldienst, davor den Geigenbogen mit Kolophonium zu behandeln.

In der Schule habe ich mich immer wohl gefühlt, was sicher auch daran lag, dass zum einen immer wieder Lehrerinnen bei uns zur Untermiete gewohnt haben (s.o.) und zum anderen meine Tante Sofie (jüngere Schwester meiner Mutter) als strenge aber gerechte Hausmeisterin wirkte. Diese Aufgabe hatte sie von meiner 1945 in den letzten Kriegstagen verstorbenen Oma übernommen.

4. Veränderungen – Eichendorfstraße 4

Irgendwann kam der Zeitpunkt zu dem der Bahnbeamte Keppler in den Ruhestand eintrat. Da es sein Plan war, dass er danach in sein von meinen Eltern angemietetes Haus einzieht, mussten sich unsere Eltern auf die Suche nach einer neuen Bleibe umsehen. Dies hat sich aber als äußerst schwierig herausgestellt! So erhielten wir Hilfe in Gestalt eines Stief-Vetters meines Vaters, Oskar Aisenbrey. Die Verwandtschaftsbeziehung war dadurch entstanden, dass eine der älteren Schwestern meines Vaters, Gertrud, die zweite Ehefrau des Bäckermeisters Aisenbrey Senior geworden war. Die Aisenbreys besaßen eine große

Bäckerei in der Pforzheimer Nordstadt an die mich insofern erinnere, weil man mit dem Auto durch ein schmales Tor in den Innenhof fahren konnten. Wir Kinder waren dabei in der Mulde hinter den Rücksitzen des VW-Käfers der Familie Aisenbrey untergebracht.

Leider wurde Oskar Aisenbrey schwer krank und musste die Bäckerei verkaufen. Er und seine Frau Irene (aus Arnbach stammend) bauten dann in der Eichendorfstraße 4 im damaligen Neubaugebiet „Kaffeehof“ von Bad Liebenzell ein Hotel Garni. Weil sich keine andere Möglichkeit ergab, wurden wir im Erdgeschoss in drei Gästezimmern untergebracht, die über einen gemeinsamen Flur verbunden waren.

Die Wohnlage war schön mit Terrasse und herrlichem Blick über Liebenzell. Der größte Nachteil war, dass es keine Küche gab und meine Mutter im Badezimmer auf einem Zwei-Platten-Elektrokocher kochen musste.

Unsere Spielkameraden waren die Aisenbrey-Kinder Werner, Fritz und Brigitte, die in etwa in unserem Alter waren.

Der „Kaffeehof“ lag aber auch weit vom Stadtzentrum und von der Oberstadt entfernt, so dass wir lange Fußwege zur Schule hatten. Auch zum Einkaufen musste man runter in die Stadt. Zwischendurch hat sich mein Vater mit dem Gedanken getragen, dass er den Führerschein macht (den hat der dann viel später – Jahre nach mir – erworben) und sich ein Auto zulegt. Mein Vetter Harald, der damals bei der Firma Rieth in Pforzheim-Brötzingen als Kfz.-Mechaniker gelernt und gearbeitet hat, hat auch schon mal Prospekte von einem Fiat 600 vorbei gebracht. Das Ganze hat sich aber zerschlagen, da sich auch in der Wohnungsfrage eine Veränderung anbahnte,

Auf Grund einer Erbstreitigkeit stand das Gebäude Uhlandstraße 9 in Bad Liebenzell zum Verkauf; ein stattliches Haus, das auch heute noch sicher zu den Schönsten in Bad Liebenzell zählt. Das Haus war von einem Johann Morgeneier im Jahre 1913 gebaut worden und verfügte über zwei Wohnungen mit drei und eine Wohnung mit zwei Zimmern. Dazu ein toller Gewölbekeller und zwei niedrige Keller für die Kohlen (Eierkohlen und Briketts), mit denen damals noch geheizt wurde. Der Garten war groß und am oberen Ende befand sich ein ehemaliger Bienenstand, der dann zu meinem persönlichen „Schuppen“ wurde, den ich unter anderem mit zahlreichen Bierdeckeln aller denkbaren Brauereien (und damals gab es noch viele in Deutschland) dekorierte. An die Bierdeckel kam ich über meinen Freund Kurt (s.o.), der mir seine doppelten Exemplare gerne abgab.

Meine Eltern hatten vor, das Gebäude so umzubauen, dass mehrere Gästezimmer zum Vermieten an Kurgäste, die es damals noch in reichlicher Zahl gab, entstanden.

5. Illingen

Illingen im Enzkreis (bis 1974 Kreis Vaihingen/Enz) war der Heimatort meines Vaters Herbert. Er war 1919 als das Achte von neun Kindern geboren worden; die Älteren davon waren noch im 19. Jahrhundert geboren worden. Meines Vaters jüngste Schwester Lore (Dote Lore) war meine Patentante. Eine Seele von einem Menschen. Selbst unverheiratet geblieben, war sie bis zu ihrem Tod der Anker der Kohler-Familie.

Kein Besuch bei Dote Lore, ohne dass man nicht ein kleines Geldgeschenk bekommen hätte, kein Geburtstag, kein Weihnachten, kein Ostern ohne dass eine Karte von Tante Lore mit ihrer schönen Schrift zu uns gekommen ist. Sie bleibt unvergessen!

Meines Vaters Bruder Hermann, war mein Patenonkel. Man nannte ihn den „Sattler“ weil er Sattlermeister war und eine Werkstatt unter anderem zur Reparatur von Sätteln und Pferdegeschirren besaß. Daneben war er Polsterer – seine Frau Frieda (Tante Friedl) führte – unterstützt von ihrer Schwester Martha einen tollen Laden für Gegenstände der Raumausstattung. Die logischerweise große Verwandtschaft meines Vaters lebte allesamt in Illingen, so dass mein Vater diese Verwandtschaft selten sah; wir wohnten halt im Schwarzwald, wie die „Illinger“ immer sagten.

Wie bereits berichtet, besaß mein Vater kein Auto! Ihm war es jedoch wichtig, dass er ein paar Mal im Jahr nach Illingen fuhr, um die Verwandtschaft zu besuchen. So war es immer ein etwas größerer „act“, wenn mein Vater mit mir (oder/und) Sigrid nach Illingen fuhr. Meine Mutter kam selten mit. Zuerst zu Fuß zum Bahnhof in Bad Liebenzell, dann wurde eine Fahrkarte am Schalter gekauft (in der Regel wurde diese vom Schaffner noch von Hand ausgestellt), dann durch die Sperre (Fahrkarte wurde gezwickt) und dann mit dem Zug nach Pforzheim. Zunächst waren das noch Dampflokomotiven, später fuhren Schienenbusse oder von einer V 100 Diesellok gezogene Züge auf der Nagoldtalbahn. In Pforzheim musste man umsteigen und mit einem anderen Zug weiter fahren.

Obwohl Illingen an der Haupteisenbahnstrecke von Stuttgart nach Karlsruhe liegt, hielten da nur wenige Züge. Das bedeutete entweder, dass man einen Bummelzug nehmen musste, oder mit dem Eilzug weiter bis Mühlacker fuhr und dort noch mal umsteigen musste. Im Betrieb waren hier immer E-Loks.

In Illingen angekommen, war die erste Anlaufstelle immer das Haus meines Patenonkels („Dete“) Hermann, dem „Sattler“. Noch heute habe ich den Duft des Leders in der Nase, wenn ich mich an diese Besuche erinnere. Bei längerem Aufenthalt gab es noch Gelegenheit mit den Kindern von Onkel Hermann (Rainer und Isolde) zu spielen, ansonsten ging es weiter in die Seestraße 24, wo „Dote“ Lore mit ihrer Schwester Gertrud lebte. An dieses Haus (dem Elternhaus meines Vaters) angebaut waren ein Stall und eine Scheune. Die Landwirtschaft wurde von Onkel Karl, einem älteren Bruder meines Vaters betrieben. Neben zwei Pferden besaß Karl ein paar Kühe. Karl war nebenberuflich als Briefzusteller tätig und wohnte mit seiner Familie in einem anderen Teil von Illingen. Besonders sein Sohn Hartmut, war mein Spielkamerad, wenn wir in Illingen waren. Da Tante Lore im hinteren Hof Hühner hielt, waren das meine ersten Kontakte mit der Landwirtschaft. Wenn wir mal ein paar Tage in Illingen waren, durfte ich sogar mit Onkel Karl auf dem Pferdefuhrwerk mitfahren.

Bei Tante Lore und Tante Gertrud saß man in der Küche – in die Stube ging man nur zu besonderen Anlässen. Der Herd wurde noch mit Holz und Kohlen beheizt; entfernte man die Eisenringe des Kochfelds konnte man Töpfe direkt auf das Feuer setzen.

Wenn die Zeit noch reichte, besuchten wir auch die Tante Rosa (Witwe des im Krieg gefallenen Bruders Otto, meines Vaters). Logischerweise waren die Kinder Renate, Roswitha, Wolfgang, Bruno und Roland schon älter, wobei die Jungs gute Reiter waren und an Reitturnieren teilnahmen. Besonders mit Bruno, dem leider im Juli 2020 verstorbenen „Bienenkönig“ und Roland war und bin ich in regelmäßigem Kontakt.

Die Rückfahrt verlief ähnlich wie die Hinfahrt, aber es war dann immer eine Tagesreise. Bedenkt man, dass Illingen nur etwa 40 km von Bad Liebenzell entfernt ist, war das schon aufwändig.

6. Der „Ochsen“

Wo heute (zumindest zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Zeilen) eine große Brachfläche liegt, stand einmal das stolze Hotel „Ochsen“ Das erste Haus am Platze und fast zwanzig Jahre Arbeitsplatz meines Vaters.

Neben dem Hotel wurde noch eine Landwirtschaft betrieben, die so umfangreich war, dass noch ein Knecht (Alfred, wie bei Michel aus Lönneberga) und Mägde beschäftigt waren. Der Kuhstall war groß – die Feldarbeit wurde mit Pferden (Max und Fanny) betrieben. Das Haus selbst verfügte über eine Gaststube (zu der später dem damaligen Ministerpräsidenten Lothar Späth in Wanderkleidung der Zutritt verweigert wurde, weil ihn der Juniorchef nicht erkannt hat; aber das war nach der Zeit meines Vaters), ein Nebenzimmer und einen schönen Saal. Dazu ein toller Biergarten noch mit Kastanienbäumen und Kieselsteinen auf dem Boden. Ein Brauereigebäude gab es auch noch; das wurde später abgerissen. Aus heutiger Sicht ein Jammer. Weil mein Vater selten zu Hause war, haben wir ihn oft besucht. Das war als Kind wegen der Landwirtschaft nicht ganz ungefährlich. So habe ich durch meine Neugier (s.o.) mal die provisorische Sicherung eines Scheunentores weggezogen, so dass das Tor auf mich fiel und ich mir (zum Glück) nur das Nasenbein gebrochen habe (was man heute noch leicht sieht – aber nur bei sehr genauem Hinsehen). Man konnte auf die Heuwagen klettern, beim Melken zusehen oder erleben wie es in einer Küche zuging, bei der täglich hunderte von Essen zubereitet wurden. Die Brigade war groß und mein Vater hat zahlreiche Lehrlinge ausgebildet, von denen er zu vielen bis zu seinem Tode Kontakt hatte.

Im Ochsen traf man auch interessante Menschen. So lebte in Dauermiete eine ältere Dame aus den USA, Frau Haux, wobei ich den Grund nicht weiß, warum sie hier lebte – ich erinnere mich aber, dass sie mir bei Besuchen immer Ingwerbonbons gab.

Fast obligatorisch für mich war es, dass ich auf „Anregung“ meiner Mutter immer dann gefragt war, wenn es darum ging bei Geburtstagen, Firmenfeiern und ähnlichem ein Gedicht aufzusagen oder einen Text auswendig vorzutragen. Ich denke aber, dass diese frühen Erfahrungen schon sehr dazu beigetragen haben, dass ich mit Auftritten in der Öffentlichkeit nie ein Problem habe und auch nie hatte. Gerne erinnere ich mich auch daran, dass meine Mutter mit uns Kindern ab und zu in den Ochsen zum Essen eingeladen wurden; toll, dass es danach immer ein Eis gab.

Der alte Ochsenwirt, Paul Emmendorfer, war noch das, was man sich unter einem Wirt schlechthin vorstellt. Fast so breit wie groß, also von gedrungener Gestalt; wegen seiner hervortretenden Augen in Folge einer Krankheit, wurde er im Volksmund der „Ochsenfrosch“ genannt. Aber er war ein guter Wirt, sein Haus war gut geführt und hatte einen glänzenden Ruf weit über die Grenzen der Stadt und des Kreises hinaus. Zu der Zeit war der Ochsenwirt der reichste Mann im Ort. Neben dem Ochsenareal gehörten ihm die

kompletten Brühlwiesen, wo heute das Freibad, der Campingplatz, der Supermarkt und die Sporthalle stehen, sowie ein Waldgebiet am „Kaffeehof!,

Zeitweise hatte er das Kurhaus in Bad Liebenzell gepachtet, was aber nur dazu führte, dass mein Vater bei Veranstaltungen noch später nach Hause kam. Er war aber auch der klassische Patron, der sich um die Familien seiner Beschäftigten kümmerte. So kamen wir selten – aber immerhin – in den Genuss von Ausflugsfahrten.

Einmal fuhren wir im Mercedes 190 D, einer schwarzen Limousine aus den 50-er-Jahren, an den Bodensee. Der Ochsenwirt am Steuer, mein Vater daneben und meine Mutter mit mir und Sigrid hinten (Andreas wurde erst später geboren). Gurte und Kindersitze gab es damals übrigens noch nicht.

Da es auch noch keine Bodenseeautobahn gab, dauerte die Fahrt von Liebenzell an den Bodensee lange. Nachdem der Wagen in der Nähe von Hechingen auch noch eine Panne an der Kraftstoffzufuhr hatte – die aber schnell behoben werden konnte – trafen wir erst gegen Mittag am Bodensee ein. Das wichtigste war zuerst, dass die Herren unbedingt Bodenseefelchen essen wollten und dazu ein Lokal gefunden werden musste.

Dem ging ein umfangreiches Studium der an den Restaurants ausgehängten Speisekarten voraus (wie auch mein Vater, wo immer er war, immer zuerst die Speisekarten vor Lokalen studiert hat).

Danach musste aus Zeitgründen der Plan aufgegeben werden, eine Schifffahrt nach Bregenz zu unternehmen – so ging es nur bis Friedrichshafen und zurück (war auch schön). Mein Vater nahm mich auch gerne mit, wenn er mit dem Ochsenwirt geschäftlich unterwegs war: so kam ich zu MALAG in Bretten oder zu NEFF in Bruchsal, weil man sich über neue Großküchenherde informierte. Einmal fuhren wir nach Lauf in Südbaden, weil der Ochsenwirt einen Konditor (Heinz Serr, der später einer meiner Feuerwehrkameraden sein sollte) verpflichtet hat. An die Reise erinnere ich mich insofern, dass ich auf der Fahrt auf der Autobahn zur absoluten Ruhe verpflichtet wurde, weil der „Herr Emmendörfer über 100 km/h fährt und sich konzentrieren muss...“.

Zum Personal des Ochsen gehörte unter anderem Pauline Langohr, gebürtig aus Dinkelsbühl, ein Faktotum wie man es seit Jahrzehnten nicht mehr kennt. Pauline war für alles zuständig, was keiner machen wollte! Auch wenn wir sie nach heutigen Verhältnissen als eher rustikal bewerten würden, war sie ein herzensguter Mensch. Einmal wurde sie, als wir noch in der Burgstraße wohnten, als Nikolaus engagiert. Auf Grund ihres typischen Dinkelsbühler Dialekts haben meine Schwester und ich aber gehäut, wer sich hinter der Maske versteckt; in ewiger Erinnerung bleibt der Gestank von Mottenkugeln, den ihr Mantel ausströmte.

7. 1960 – Umlandstraße 9

Es war und ist ein tolles Haus, das meine Eltern in einem wahren finanziellen Kraftakt erwerben konnten. Allerdings war der Aufwand zum Ausbau schon enorm, weil die häusliche Infrastruktur noch auf dem Stand von 1913 war; im Grunde musste alles renoviert werden: Stromleitungen, Wasserleitungen, Heizung. Letztere war ein besonderes Problem.

Zentralheizung gab es nicht, ursprünglich wurde noch mit Kohleöfen geheizt. Da eine Ölzentralheizung nicht realisierbar war, wurden Elektronachtspeicheröfen eingebaut, was zwar emissionsarm war, aber schon einen enormem Stromverbrauch mit sich brachte.

Wir zogen also im Sommer 1960 dort ein; im selben Jahr wurde auch mein Bruder Andreas geboren. Anfänglich waren auch noch zwei der drei Wohnungen vermietet: im 2. Stock wohnte Lydia Fischer, eine der beiden Töchter des Bauherrn Johann Morgeneier; sie war die Witwe eines Försters und hatte noch ein Wohnrecht. Für Frau Fischer war es sicher sehr schmerzhaft, dass sie ihr elterliches Haus verlassen musste um in eine Mietwohnung zu ziehen. Aber das war die Ursache des Erbstreits mit ihrer Schwester, der damaligen Waldhornwirtin in Liebenzell. Von einer Enkelin (Abteilungsleiterin am Calwer Berufsschulzentrum) der Frau Fischer, die ich später im Rahmen einer Führungstagung in Titisee-Neustadt traf, erfuhr ich viele Jahre später, dass der Verkauf des Hauses für deren Familie eine sehr traurige Geschichte war.

Im Erdgeschoss wohnte Frau Pregitzer, eine ältere Dame.

Zu Beginn konnten nur einzelne Zimmer vermietet werden, was in der Hochsaison dazu führte, dass unsere Familie oft gemeinsam im Wohnzimmer auf Liegebetten übernachtet hat – aber das musste halt sein.

Nachdem Frau Fischer ausgezogen war, konnten in der oberen Wohnung vier Gästezimmer eingebaut werden. Angeboten wurden Zimmer mit Frühstück, welches von meiner Mutter den Gästen auf's Zimmer gebracht wurde. Die Kurgäste boten viel Gelegenheit zum Austausch und zum Kennenlernen. Da wir viele Stammgäste hatten – viele kamen über 20 Mal zu meinen Eltern – konnte man ihnen auch die Gegend zeigen oder wurde von ihnen sogar zu Veranstaltungen in das Kurhaus in Liebenzell mitgenommen. An eine Veranstaltung erinnere ich mich besonders: im Rahmen einer Tournee war auch der große Willy Millowitsch zu Gast in Bad Liebenzell, so dass ich ihn, der wenige Jahre später verstorben ist, noch live in dem Stück „Der Etappenhase“ erlebt habe.

Von 1960 bis zu meiner Hochzeit 1978 lebte ich in der Uhlandstraße – hier durchlebte ich meine Jugend und frühe Erwachsenenzeit. Durch die zentrale Lage war alles zu Fuß zu erreichen, der Garten war groß und der Bienenstand ein idealer Rückzugsort, auch für Bastelarbeiten. Einmal habe ich sogar ein Modell gebaut, mit dem ich an einem Designwettbewerb der Adam Opel AG teilgenommen habe.

Gerne und regelmäßig traf ich mit meinen Freunden zum Fußballspielen. Weil der Liebezeller Sportplatz weit in den Norden verlegt worden war, und der Schulhof wegen des geteerten und mit Rollsplitt bedeckten Belags nicht ideal war, traf man sich auf dem „Wiesle“ in der Nähe vom Bahnhof – dort wo sich heute der Parkplatz des Paracelsusbads befindet.

In manchen Wintern froren sowohl der Stadtsee, als auch der Anlagensee zu. Als Kind war ich dort einmal an der Uferböschung ausgerutscht und in die Eisfläche eingebrochen – passiert ist nichts. Da meine Schwester zwei Paar Strumpfhosen aus Wolle (meine Mutter hatte zu Hause eine Strickmaschine und strickte viel) anhatte, musste sie mir eine abtreten, so dass ich mit einer trockenen Hose nach Hause konnte. Das erzähle ich deshalb, weil ich später auf dem Stadtsee noch einmal ins Eis eingebrochen bin. Wir spielten Eishockey mit

einer Blechbüchse – als Schläger dienten Spazierstöcke, die es damals noch in großer Zahl gab. Die Schlittschuhe, die man zu der Zeit noch an die „normalen“ Winterstiefel anschraubte, hatte ich von meinem Vetter Werner übernommen.

Weil an der Westseite des Sees der Lengenbach einfließt, war das Eis dort nicht so dick und brach, weil ich zu weit raus gekommen bin. Da der See an der Stelle nicht so tief war, konnte ich mich aus eigener Kraft befreien und mit den nassen Klamotten nach Hause „sprinten“.

Auch sonst war die Sportausübung im Winter noch sehr rustikal. Die Ski wurden auch nicht angepasst – man nahm was es gab. Auch die Lederstiefel waren keine reinen Skistiefel, sondern eine Art Allround-Winterstiefel. Nachdem ich den Kleinkinderskiern entwachsen war, musste ich die Skier meines Vaters – der von Berufs wegen nie zum Skifahren gekommen ist, obwohl er das sicher gut konnte, da er vor dem Krieg eine Zeit lang im „Feldberger Hof“ am Feldberg gearbeitet hat - benutzen. Die Skier waren über zwei Meter lang und hatten schon Stahlkanten. Dank der Kabelzugbindung konnte man sowohl damit langlaufen als auch abfahren.

Sogar Skispringen war damit möglich. Die Schanze dazu musste man sich selber bauen – immerhin waren Sprünge von mehreren Metern möglich. Leider konnte ich das Skispringen nicht weiter vervollkommen, weil es einfach die Winter und die Bedingungen bei uns nicht zuließen. Die Sportart fasziniert mich bis heute und gehört zu den Sportarten, die ich gerne mal ausgeübt hätte, aber nun natürlich seit langem zu alt dafür bin. Meine erste Berührung mit der Sportart hatte ich schon in früher Kindheit, als wir bei einem der wenigen Urlaube, die unsere Eltern mit uns machen konnten, in Neustadt im Schwarzwald zu Gast waren. Dort wurden an der Hochfirstschanze (heute Austragungsort von Weltcup-Springen – wenn's denn Schnee hat) Mattenspringen durchgeführt. Dort war der spätere Skisprungbundestrainer Ewald Roscher noch als Aktiver dabei – im Hotel wohnte er auf demselben Flur wie wir. In diesem Urlaub habe ich in Lenzkirch auch zum ersten Mal einen richtigen Hirsch gesehen.

Nachdem mein Vater 1970 beim „Ochsen“ aufgehört hat, hat er sich selbständig gemacht. Um das Angebot an Zimmern zu vergrößern und um Vollpension anzubieten, wurde dazu die frühere Pension „Sattler“ gepachtet. Das Haus lag schräg gegenüber von unserem Haus in der Uhlandstraße 4 und bot zudem einen Speisesaal und einen großen Garten, der eine ideale Liegewiese ergab.

Der Aufwand war enorm; die Kosten ebenfalls, so dass sich meine Eltern irgendwann dazu entschlossen, das Haus aufzugeben und das Stammhaus, die „Burgquelle“ auszubauen. Ein finanzieller Kraftakt!

Nachdem es zunächst Pläne gab, das Haus zur Gartenseite hin auszubauen, wurde ein Entwurf des Architekten Leicht aus Schellbronn im Enzkreis realisiert. Vor das Gebäude kamen drei Garagen, darauf wurde – der inzwischen wieder zurück gebaute - Speisesaal gesetzt. Die frühere Wohnung der Frau Pregitzer wurde zu einer Kochküche – mein Vater verfügte über einen großen Elektroherd und einen Kohlenherd, den er bis zum Schluss stets benutzte - einer Spülküche und einem Büro umgebaut. Das Dachgeschoss, das 1969 noch als einer der Drehorte für den Prisma-Film „Der Strudel“ gedient hatte (s.u.), wurde

ausgebaut; es entstanden zwei Zimmer die zunächst von meiner Schwester und mir bewohnt wurden und ein kleines Bad. Nachdem meine Schwester Sigrid nach Berlin gezogen war, wurde es das Zimmer meines Bruders Andreas.

Der Betrieb florierte zumindest so lange, als es noch die „klassischen Kurgäste“ gab und unser Sozialstaat Kuren noch großzügig gewährte. Stammgäste kamen über Jahrzehnte. Damals bekamen die Menschen häufig jedes Jahr eine Kur „spendiert“ – die Ehefrauen konnten gegen einen geringen Aufpreis davon mit profitieren. Für uns war das gut, aber die Kosten für die Sozialsysteme waren schon enorm. Auch der Restaurantbetrieb war ausgelastet – das Lokal immer gut besucht, wobei Essen nur auf Bestellung verabreicht wurden. Mein Vater hatte sich auch darauf spezialisiert Schonkost oder gar salzloses Essen zuzubereiten. Spezialist war er unter anderem auch für Spätzle (s. Kapitel Feuerwehr) und selbstgemachte Maultaschen. Hier erinnere ich mich, dass die Beschaffung des geeigneten Teigs eine anspruchsvolle Aufgabe war, und nicht jeder der örtlichen Bäcker Teig liefern konnte, der seinen Qualitätsvorstellungen entsprach.

Neben den Pensionsgästen kamen auch Gäste aus der Nachbarschaft oder auf Empfehlung. Meine Aufgabe war es, dass ich bei großem Andrang, insbesondere an den Wochenenden bzw. an Sonn- und Feiertagen, den Service im Restaurant zu übernehmen. Da ich das offenbar ganz gut konnte, floss auch das Trinkgeld gut.

In dem Haus wohnt seit vielen Jahren mein Bruder Andreas mit seiner Familie, der das Haus meiner Eltern übernommen und aufwändig restauriert hat.

8. Realschule

Nach erfolgreicher Aufnahmeprüfung begann meine Schulzeit an der Realschule in Bad Liebenzell. Nachdem ich in der Grundschule noch der jüngste Schüler war, war ich da nur noch der Zweitjüngste, weil Robert aus Ernstmühl noch ein paar Tage jünger war. Die Realschule befand sich noch im Aufbau; erwähnenswert ist die Tatsache, dass auch hier wieder zwei Klassenstufen gemeinsam beschult wurden. So wurden die 5./6. und die 7./8. Klasse gemeinsam beschult.

Die Schulzeit verlief nach meiner Erinnerung eher unspektakulär; gerne erinnere ich mich an das Fräulein Klüßendorf, die spätere Frau Bonin, mit der ich – wie mit ihrem späteren Mann Ulrich (Uli) Bonin – nach der Schulzeit in ständiger Verbindung geblieben bin. Weniger gut in Erinnerung habe ich das Fräulein Weinläder aus Dornstetten und schon gar nicht den Pfarrer Vöhringer, der mir in einem Wutanfall fast das Ohr herausgerissen hat, weil er so stark daran gezogen hat. Dabei hatten wir „doch nur“ in seinem Rücken mit kleinen Schleudern und Papierkrampen geschossen – sicher ein Jungenstreich, aber kein Grund so auszurasen.

Allerdings habe ich in meiner jahrzehntelangen Erfahrung mit Schulen aller Art die Erfahrung gemacht, dass es gerade die Religionslehrer sind, die – auch im Unterricht – besonders zu Gewaltausbrüchen neigen. Anmerkung: im Grunde genommen bin ich zeitlebens in Schulen unterwegs. In der Kindheit, weil meine Tante Sofie Hausmeisterin war und mit ihrem Mann,

dem Onkel Otto (meinem leider viel zu früh verstorbenen „Lieblingsonkel“) und den Kindern Werner und Sibylle im Schulhaus wohnte.

Das „neue“ Schulhaus, in den 1920-er-Jahren erbaut (das alte Schulhaus befindet sich am östlichen Ende des Stadtfriedhofs), war für uns Kinder ein Traum. Dieses massive und dominierende Sandsteingebäude verfügte über eine riesige Bühne (hochdeutsch = Speicher) und zahlreiche, weit hinunter reichende Kellerräume. Später gab es unterirdische Gänge zu neu hinzugekommenen Bauteilen – allerdings nur als Versorgungsgänge. Tief im Untergeschoss waren Öffentliche Duschen eingebaut worden. So war am Donnerstagabend immer Duschen für Frauen und am Freitagabend Duschen für Männer. Man muss sich vorstellen, dass in den 1950-er-Jahren und auch noch in den Jahren danach, die wenigsten Wohnungen über ein Bad verfügten. So kann ich mich erinnern, dass wir als Kind mit meinem Vater regelmäßig zum „Bäcker Lörcher“ gegangen sind, um zu baden. Der „Bäcker-Lörcher“, genannt „Bäcker-Fritz“ und unserer Meinung nach der beste Bäcker im Ort, besaß ein Bad, das getrennt von der Wohnung und vom Verkaufsladen aus erreichbar, an Kunden vermietet wurde.

Neben dem Schulhaus befand sich das Gelände der Bauunternehmung Schaible. Weil Achim, einer der Söhne der Schaibles ein Klassenkamerad meines Veters Werner war, spielten wir (auch das heute undenkbar) auf dem Gelände „fangen“, „Räuber und Gendarm“ oder „Peng-Peng“ – ein Wildwestspiel, das heute eher als politisch unkorrekt eingestuft würde.

Es folgte die Schulzeit in Grundschule und Realschule, während der Lehre Berufsschule. Ab 1978 Referendariat in Böblingen, dann von 1980 bis 2015 Kaufmännische Schule 1, wo ich bis zum heutigen Tag immer wieder ein regelmäßiger Gast bin.

Später war Ludwig Haisch unser Klassenlehrer. Herr Haisch war der Rektor der Schule und hatte sein Rektorat (ohne Sekretärin) direkt neben dem Klassenzimmer, welches übrigens davor die Wohnung meiner Oma Emma und danach die Wohnung meiner Tante Sofie gewesen war. Die räumliche Nähe bewirkte, dass Herr Haisch immer wenn das Telefon geklingelt hat, den Raum verlassen musste, um im Rektorat ans Telefon zu gehen. Die Aufsicht wurde für diese Zeit dem jeweiligen Schüler beziehungsweise der Schülerin übertragen, der/die gerade zum Tafeldienst eingeteilt war. Weil es keine elektrische Klingel, sondern eine im Gang angebrachte Läuteglocke gab, war Herr Haisch auch für die Pausenzeichen verantwortlich. Nur in seinem Klassenzimmer befand sich eine mechanische Uhr und Herr Haisch schickte dann jeweils zu den Pausen oder zum Unterrichtsende den „Läutedienst“ raus, um die Pausenglocke zu läuten.

Nun gab die zeitweise Abwesenheit von Herrn Haisch die Gelegenheit, die Uhr immer um ein paar Minuten vorzustellen, was solange nicht auffiel, wenn man es nicht übertrieben hat. Auch das Ausrufen von „Hitzefrei“ konnte bisweilen manipuliert werden: das maßgebliche Thermometer befand sich hinter der Tafel und die Temperatur konnte mit Hilfe eines Feuerzeugs, über das die älteren Schüler bereits verfügten etwas in die Höhe getrieben werden.

Herr Haisch war ein herzensguter Mensch, der sich leicht ablenken lies; allein die Frage nach dem Verfahren der „Entlausung“ nach der Rückkehr aus dem 2. Weltkrieg konnte zu einer

langen Unterbrechung des Unterrichts führen. So komfortabel das für uns Schüler war – am Ende des Tages haben schon einige Grundlagen, besonders in Mathematik und Französisch gefehlt, was ich aber erst im Laufe meiner späteren Schulzeit so festgestellt habe.

Mit Ulrich (Uli) Bonin bekamen wir für die letzten beiden Jahre einen jungen Klassenlehrer, der sich für uns als ein wahrer Glücksfall herausstellte. Er war sehr engagiert, auch über den reinen Unterricht hinaus. Mit meinem Nebensitzer Walter (Waldi) Horsch haben wir unter seiner Anleitung eine wandgroße Weltkarte aus Styroporplatten gebaut, die auch nach dem Ende unserer Schulzeit noch viele Jahre in dem Klassenzimmer angebracht war und sich für die Schülerinnen und Schüler daher als sehr lehrreich erwiesen hat. Waldi war einer der ältesten in unserer Klasse und hatte den längsten Anreiseweg. Als jüngster Sohn von Anna und Otto Horsch (von vorne und hinten gleich zu lesen, laut Waldi) wohnte er in einem Eisenbahngebäude der Station Grunbach-Salmbach zwischen Unterreichenbach und Pforzheim. Außer Bahngebäuden gab es dort nichts. Waldi kam zuerst mit dem Fahrrad und später mit dem Moped zu Schule – einfache Wegstrecke fast 15 km (!) und das bei Wind und Wetter. Dass es da beim Zuspätkommen Verständnis gab, weil es zu „viel Gegenwind“ gegeben hatte, war da nur korrekt.

Zu erwähnen ist, dass wir unser letztes Schuljahre in Form eines Kurzschuljahres absolvierten. Wie bereits zuvor erwähnt, bin ich im Frühjahr 1957 zur Schule gekommen. Ab 1966 wurde dann der Schuljahresbeginn auf den Spätsommer umgestellt. Das wurde mit Hilfe von zwei Kurzschuljahren bewerkstelligt. Das erste davon ging von Ostern bis November 1966. In der Erinnerung war das kein Problem, allerdings gilt das vorhin angemerkte, dass eben doch das eine oder andere nicht so intensiv behandelt werden konnte. So schloss ich mit der Mittleren Reife ab!

Bereits im Vorfeld hatten meine Eltern und ich Überlegungen angestellt, wie es schulisch oder beruflich mit mir weiter gehen sollte. Mit meinem Vater besuchte ich unter anderem eine Ausstellung in der Stadthalle in Calw, wo Berufe vorgestellt wurden. Eigentlich hätte ich mir eine Ausbildung zum Maurer vorstellen können, weil ich von der Kindheit an, allen Handwerkern gerne zugeschaut habe. Seien es die Schreiner mit Gerhard Schneider und Kurt Nagel oder die Flaschner, die bei uns im Haus tätig waren, der Maler Philipp, der Schmied „Hebbe“ oder die Hochbauer an den Neubauten zum Ausbau der Liebenzeller Schulen. Hier habe ich mit Luigi, genannt Ludwig, einem italienischen Polier der Firma Hesselschwerdt & Schmidt angefreundet und viel über die damalige Bauweise erfahren.

Auch ein Wechsel an das Gymnasium wurde in Erwägung gezogen. Letztendlich gaben die Erfahrungen meines Vetzters Werner und meine eher schwächliche Konstitution den Ausschlag. Werner hatte soeben mit sehr gutem Erfolg seine Lehre als Feinmechaniker bei SEL in Pforzheim abgeschlossen; mein Onkel Wilhelm (Ehemann von Tante Maria, einer jüngeren Schwester meiner Mutter) war ebenfalls dort tätig. Der Entscheidung vorangegangen war auch ein Testverfahren, das ich beim Arbeitsamt in Nagold durchlaufen musste, um meine Eignung für den Beruf nachzuweisen. So begann ich am 01. Dezember 1966 meine Lehre zum Feinmechaniker!

9. Pforzheimer Zeit

Pforzheim, im 2. Weltkrieg nahezu vollständig zerstört, war zu der Zeit eine pulsierende Industriestadt. Neben der dominierenden Goldwaren- und Uhrenindustrie, gab es große Unternehmen. Dazu gehörten das Fernschreiberwerk von Lorenz und - durch einen Korridor verbunden - das Radiowerk von Schaub-Lorenz. Beide Unternehmen gehörten zur SEL (von meinem Onkel Wilhelm, der dort jahrelang beschäftigt war, „das Schwäbische Elektrolädle“ genannt), der Standard Elektrik Lorenz AG, die noch während meiner Lehrzeit zum ITT-Konzern (Spitzname „In tiefer Trauer“) kam und auch in den Jahren und Jahrzehnten danach eine wechselvolle Geschichte durchlebt hat.

Sowohl den Fernschreiber, als auch das klassische Radio gibt es in der Form nicht mehr! Für die Nachgeborenen: der Fernschreiber, auch Nachrichtenticker genannt, war ein hochkomplexes mechanisches Gerät, bei dem per Tastatur (ähnlich einer Schreibmaschine) ein Lochstreifen erzeugt wurde. Dieser erzeugte Funksignale, die beim Empfängergerät wieder einen Lochstreifen erzeugten und die Tastatur wie von Geisterhand gesteuert in Gang setzten. Heraus kam ein Text in Großbuchstaben ohne Umlaute auf Leporello-Papier. Bis zur Einführung von Fax-Geräten war das neben der Briefpost die einzige Möglichkeit um schriftliche Mitteilungen in die Ferne zu versenden. Die Qualifikation der Arbeitskräfte bestand darin, mechanische Teile in höchster Präzision (gemessen wurde in Hundertstel Millimetern) herzustellen und zusammen zu bauen.

Neben Werkzeugmacherlehrlingen waren wir als Feinmechaniker-Lehrlinge zu Dritt: Wilfried, aus Mühlacker, dessen Mutter aus Illingen – dem Heimatort meines Vaters – stammte, Manfred aus Pforzheim, der nur mit Hilfe eines Hörgerätes etwas verstehen konnte und ich. In weißer Voraussicht war ich am Tag vor dem Arbeitsantritt noch beim Friseur – Wilfried kam mit damals im Trend liegender Langhaarfrisur. Ihm wurde angedroht, dass er am nächsten Tag nur wieder kommen dürfe, wenn er davor beim Friseur gewesen sei.

Das Fernschreiberwerk war eine Riesenanlage mit Eingangspforte und Stechuhren. Jeder Arbeitnehmer, auch die Lehrlinge, bekamen Stechkarten, die man zu Beginn und dem Ende der Arbeitszeit bzw. der Pausen abstempeln musste. Die Lehrwerkstatt war in den Anfangsjahren noch direkt neben der Produktion in einer Shethalle untergebracht. Darunter war es im Sommer knallheiß, was nach dem Einbau einer Wasserberieselungsanlage für das Dach noch verschlechtert wurde: es war nicht mehr nur heiß, sondern heiß und feucht!

Mein erster Lehrmeister war Erwin Rottner, der ein strenges Regiment führte, das viel Ähnlichkeit mit militärischem Drill hatte. Aber man hat was gelernt! Allerdings hat es der „Erwin“, wie wir ihn nannten, mit der Zeit übertrieben. Nicht mehr alle Lehrlinge haben sich den rauen Umgang gefallen lassen, so dass er abgelöst und durch Kurt Schmidt ersetzt wurde. Mit Kurt Schmidt zog ein anderer Umgangston ein, ohne dass wir weniger gelernt hätten. Die Ausbildung war sehr gut und vielseitig. So wurden uns neben allen denkbaren mechanischen Bearbeitungsmethoden auch galvanische Methoden, Schweißtechnik (auch für Aluminium), Schmieden und Härten beigebracht. Auch von der Umgebung her wurde es besser, als eine eigene große Lehrwerkstatt auf dem Gelände von Schaub-Lorenz eingerichtet wurde.

In meine Lehrzeit fiel auch der Erwerb des Führerscheins. An einen Tag erinnere ich mich Besonders. An dem Tag, an dem in der Nacht die ersten Menschen den Mond umkreisten, wurde ich von meinem Fahrlehrer, dem Kinsky Senior nach der Arbeit in Pforzheim zur Fahrstunde abgeholt. Parallel dazu habe ich den Motorradführerschein (damals Klasse 1) erworben. Dazu diente bei der Fahrschule Kinsky ein Motorroller.

In die Zeit bei SEL fielen auch zwei interessante Fahrten. Einmal durften ausgewählte Lehrlinge an einer vom Stadtjugendring Pforzheim organisierten Fahrt in das damals noch geteilte Berlin reisen. Mitte der 1960-er-Jahre und nur wenige Jahre nach dem Mauerbau durchaus ein Abenteuer. Busfahrer Peter fuhr für ein Busunternehmen aus Wurmberg; er war ein guter Fahrer, der trotz Konzentration auch viel zur guten Unterhaltung im Bus beitrug. Spannend wurde es an der Grenze und auf der Interzonenautobahn. Die Grenze konnten wir – trotz der bekannten Schikanen, die man selber erlebt haben muss, um mitreden zu können – einigermaßen unbehelligt passieren.

Die Nerven beim Grenzübertritt in die DDR waren immer angespannt. Gab man den geringsten Anlass – das konnte ein salopper Witz, ein Lächeln zur falschen Zeit oder eine offen im Wagen liegende Zeitschrift (womöglich „Der Spiegel“) sein – wurde man heraus gewunken und untersucht. Auf meinen zahlreichen Fahrten, war es mir immer ein Graus, wenn ich diese Kontrollen passieren musste. Erst bei unserer letzten Fahrt vor dem Mauerfall war eine Entspannung festzustellen: irgendwie zeichnete sich eine Entspannung ab – der Grenzsoldat lächelte und wünschte eine gute Fahrt.

Zurück zu unserer Busreise: der Fahrbahnzustand auf der Interzonenautobahn war so schlecht, dass man sich gefühlt „mehr in der Luft als auf der Straße“ befand. Dennoch fuhr der Bus zügig, was der Volkspolizei offenbar ein Dorn im Auge war. Über viele Kilometer haben die „VOPOS“ versucht den Bus zu überholen, was ihnen auf Grund der geringen Motorleistung ihres Fahrzeugs erst spät gelang. Dann aber gelang der Stopp! Ohne Beweise anzuführen, wurde vom Busfahrer ein Bußgeld von 20 Mark verlangt – auf Rückfrage des Busfahrer ob in Ost- oder in D-Mark, kam die Antwort „natürlich in D-Mark“.

Die Fahrt zu einem Seminar in Berchtesgaden fand im tiefsten Winter statt. Mein Kollege Wilfried und ich waren ausgewählt worden – auch als Belohnung für unsere guten Leistungen – um an diesem sozialpädagogischen Kurs teilnehmen zu können. In der Freizeit hatten wir unter anderem die Möglichkeit, die erst kurz zuvor erbaute Kunstreisrodelbahn am Königsee zu besuchen – nicht ahnend, dass es mir viele Jahre später vergönnt sein sollte, zweimal als Passagier in einem Viererbob dort hinunter zu fahren.

Zur Berufsschule ging es an die Gewerbeschule 1 in Pforzheim, neben dem Emma-Jäger-Bad. Meine Klasse war ein bunt gewürfelter Haufen: Feinmechaniker, Werkzeugmacher, Maschinenbauer – die meisten aus namhaften Pforzheimer Betrieben. Soweit ich mich erinnere, war ich der Einzige, der über die Mittlere Reife verfügte – alle anderen kamen aus der Volksschule (Hauptschule), was aber für die Zeit völlig normal war. So war ich plötzlich der Älteste in Klasse und der mit der besten Vorbildung. Aus diesem Grund war es auch für mich keinerlei Problem dem Unterricht zu folgen und habe dann am Ende mit der Idealnote sehr gut abgeschlossen – nur „Einser“ im Zeugnis, so was konnte man herzeigen. Auch die

Praktische Prüfung habe ich mit sehr gut abgeschlossen und sogar einen Kammerpreis dafür bekommen.

Nach diesen Abschlüssen war es im Grunde naheliegend, dass ich mich weiterbilden würde. Nur wenige Monate habe ich daher in meinem erlernten Beruf bei SEL in der Außenstelle in Pforzheim-Dillweissenstein gearbeitet. Das hatte den Vorteil, dass ich zur Anfahrt (mit dem Auto, nachdem ich in der Lehrzeit täglich mit der Bahn nach Pforzheim gefahren war) nicht durch Pforzheim durchfahren musste und nur etwa 15 Minuten zur Arbeit oder zurück brauchte.

Die morgendlichen Fahrten sind für heutige Verhältnisse unvorstellbar, gerade in einer Zeit, in der das Auto verteufelt wird und immer mehr Begrenzungen die Regel sind. Da etliche aus unserer Clique morgens zur gleichen Zeit nach Pforzheim fuhren, war es ein Spaß da möglichst der schnellste zu sein.

Zu Beginn des Schuljahres 1970/71 wechselte ich an das Fritz-Erler-Wirtschaftsgymnasium in Pforzheim, zu der Zeit noch am Rande der Innenstadt neben der Jahnhalle angesiedelt. Der Entscheidung war auch die Überlegung vorangegangen, an die TO (Technische Oberschule) in Stuttgart zu wechseln – TG gab es zu der Zeit in unserer Gegend noch nicht. Der Plan wurde aber sowohl wegen der Anreise, als auch wegen dem Mathematisch-Physikalischen Schwerpunkt verworfen. Wie oben erwähnt, haben mir u.a. wegen dem Kurzschuljahr hier tiefere Grundlagen gefehlt.

Wie schon in der Berufsschule war ich auch hier der Älteste – was dazu führte, dass ich sowohl ein Plus an Lebenserfahrung einbringen konnte, auf der anderen Seite aber auch bereits viele Dinge nebenher laufen hatte, die nicht immer mit den schulischen Verpflichtungen harmonierten. So war ich zum Beispiel überhaupt nicht mehr gewohnt, dass man Samstags nicht frei hatte, weil es damals noch Samstagsschule gab. Samstag war normalerweise der Tag, wo ich in der Tankstelle meines Vetters Harald ausgeholfen habe (s. extra Kapitel). Als ich dann 1972 mit 21 Jahren volljährig geworden war, konnte ich mich für den Samstag selber entschuldigen, was dann schon öfter der Fall war. Aber ich hatte dabei kein Unrechtsbewusstsein, da einer meiner Mitschüler der Glaubensgruppe der Adventisten angehörte; die haben den Samstag als Feiertag – der war Samstags nie da!

Unser Klassenlehrer war Horst Brehmer („beim Brehmer geht's bequemer“), der das Ganze schon recht locker nahm; seine Fächer waren Englisch und Geschichte – beides lag mir gut und ich kam gut zurecht. Der beste Lehrer war aber Karl-Heinz Werner, genannt „Exakta“, weil er total korrekt war und immer sehr gut vorbereitet. Sein BWL-Unterricht war richtig gut – viele seine Unterrichtsunterlagen konnte ich selbst später im eigenen Unterricht verwenden.

Mathematik hatten wir bei Herrn Weiser, einem jovialen älteren Herrn, zugleich stellvertretender Schulleiter. Das Problem im Unterricht war, dass er die Mathematik nicht erklärte, sondern immer nur vorrechnete – eine Eigenschaft, die er mit vielen seiner Mathematikkolleginnen und Kollegen bis heute teilt (einer der Hauptgründe, warum die Mathematik für viele Schülerinnen und Schüler ein „Böhmisches Dorf“ bleibt). An die Tafel

gerufen wurde meist der „Schickle“ (aufgerufen wurde stets der Nachname in der „Du-Form“), der beste Schüler in Mathe und der rechnete auch nur vor.

Mein bestes Fach war Deutsch, auch wenn die Lehrerin, das Fräulein Schäbel, eher spröde daher kam. Im Normalfall lagen meine Aufsatznoten immer zwischen gut und sehr gut – die Grammatik und die Literatur waren eher nicht so mein Fall, obwohl ich hier einige „Klassiker“ gelesen habe, worüber ich bis heute froh bin.

Sport hatten wir beim ehemaligen Verbandsliga-Fußballer Stefan Kollasch (Union Böckingen) und vor allem Alfred Rapp. Alfred Rapp war später Landestrainer beim Württembergischen Leichtathletikverband und ein Freund meines „Alter ego“ Werner Sailer. Über meine Leichtathletikschiene war ich immer wieder in Kontakt mit ihm und seiner Ehefrau Eva (geborene Wilms, Olympiasiebte 1976 im Kugelstoßen). Neben Leichtathletik wurde bevorzugt Handball gespielt.

In guter Erinnerung bleibt der Schullandheimaufenthalt in Ehrenburg in Südtirol. Nach Südtirol fuhren wir per Bahn - unsere Klasse und die Parallelklasse. Untergebracht waren wir in der „Ehrenburg“, die dem Ort den Namen gibt – auf Italienisch „Castel Darne“. Eine rustikale Burg mit tollem Ausblick, wenn auch etwas weit vom Schuss. Allerdings wurden auch Ausflüge, unter anderem zu den „Drei Zinnen“ und dem Misurinasee unternommen. Kneipenmäßig trafen wir uns im Tal, im Dorf Stange, im „Albergo Knapp“ .

Auf Grund meiner zahlreichen „Nebenjobs“: Tankstelle, Prisma-Club, Leichtathletik, Gästebetrieb galt nicht meine ganze Aufmerksamkeit der Schule, aber um es mit meinem ehemaligen Nebensitzer Bernd Golderer zu sagen, man muss auch in der Lage sein „einen Nagel in die Wand zu schlagen“, empfand ich das nicht als Nachteil. Auf meine zukünftige Entwicklung bezogen, waren alle diese „Nebenjobs“ ein echter Gewinn. Dass das Abitur dann eher mittelmäßig ausfiel, hat zu der damaligen Zeit noch nicht die Mega-Rolle gespielt. Zum einen gab es nicht diese Inflation in Richtung „Einser-Noten“, zum anderen waren die Zulassungsbeschränkungen zu den Hochschulen noch nicht so streng. Das Abitur wurde dann mit einer zünftigen Party im Gasthaus „Engel“ in Lehningen gefeiert; das Gasthaus gehörte der Mutter eines Schulkameraden, Jürgen Stirn.

Nach dem Abitur im Frühjahr 1973 hieß es erstmal durchschnaufen und die Zeit bis zum bevorstehenden Wehrdienst zu überbrücken. Ursprünglich hätte ich bereits zwei Jahre vorher eingezogen werden sollen, aber da ich mich wieder in der Schulausbildung befand, konnte ich das verschieben. Die Zeit überbrückte ich mit den Jobs in der Tankstelle und der Unterstützung zu Hause.

Parallel dazu bin ich gerne mit dem Motorrad unterwegs gewesen. Nachdem ich mein erstes Motorrad, eine BMW R 25/5, Baujahr 1951 (ich war der 7. Besitzer) wegen zu großer Fehleranfälligkeit verkauft hatte, habe ich bei Joe Böhme in Pforzheim eine Suzuki GT 250 gekauft – ein tolles wendiges Motorrad, das ich jahrelang besessen habe und erst in meinem letzten Jahr als Motorradfahrer im Jahre 1999 gegen eine Honda Deauville eingetauscht habe. Nach 30 Jahren Motorradfahren habe ich mich dann bewusst für einen Abschied entschieden. (S.a. Kapitel Fahrzeuge).

10. Turnerschaft Bad Liebenzell

Die Turnerschaft 1893 Bad Liebenzell e.V. wurde meine erste sportliche Heimat. Da ich im Jahre 2013 zum Ehrenmitglied ernannt wurde, ist das im Grunde eine lebenslange Verbindung, auch wenn ich seit meinem Wegzug aus Bad Liebenzell 1978 immer weniger Kontakt hatte.

Meine Mutter hatte mir nicht erlaubt, aktiv Fußball zu spielen, obwohl ich Fußball sehr liebe und in meiner Kindheit und Jugend immer auf den Bolzplätzen zu sehen war. Sie hatte Bedenken, dass ich zu oft „schmutzüberzogen“ nach Hause käme. (Festhalten muss man, dass ich, sofern ich dann – leider nur unorganisiert – Fußball gespielt habe, das so genannte „Fritz-Walter-Wetter“, also Regenwetter und tiefes Geläuf, durchaus gemocht habe).

So kam ich ins Kinderturnen des Turnvereins, als mit Karl Ullrich als Leiter eine neue Gruppe aufgemacht wurde. Daraus entwickelte sich dann meine Begeisterung für die Leichtathletik, insbesondere für das Laufen. Dies auch mit ausgelöst durch die tollen Läufe im Rahmen der Olympischen Spiele in Rom 1960, die ich bei meiner Tante Maria in „Schwarz-Weiss“ anschauen durfte. Noch heute erinnere ich mich an das tolle Duell zwischen Hans Grodotzky aus Ost-Berlin mit dem Neuseeländer Muray Halberg im 5000 m-Lauf, das Halberg für sich entschieden hat. Das Buch über die Olympischen Spiele in Rom und Squaw Valley, das ich 1960 von meinen Eltern zu Weihnachten bekommen habe, steht noch heute bei mir im Regal. Es ist eine schöne Erinnerung an meine Eltern und die Olympischen Spiele.

So begann ich etwa im Alter von 13 Jahren mit der Leichtathletik. Mit Fritz Starzmann hatten wir einen tollen Trainer, dessen Engagement und seine Persönlichkeit mich auch für mein späteres Leben geprägt haben. Meinen ersten Laufwettkampf als 15-jähriger bestritt ich auf der Aschenbahn des Calwer Georg-Baumann-Stadions auf dem Wimberg. Die Zeit von 3.02,00 Min. über 1000 Meter hat zwar nicht zum Sieg gereicht, war aber für das erste Mal und in Relation zu den Zeiten die 15-jährige heute in der Breite abliefern doch recht gut.

Neben dem Lauftraining in einer tollen Truppe, das – mangels Stadion - entweder im Wald nach Monbach, nach Ernstmühl beziehungsweise im Kurpark (der war nachts beleuchtet) stattfand, wurde ich früh in die Übungsleitertätigkeit eingebunden. So habe ich gemeinsam mit Hans-Peter als 15-jähriger mein erstes Kindertraining angeleitet. Meinen Übungsleiterschein habe ich dann 1970 an der Sportschule in Tailfingen erworben. Lehrgangleiter war kein Geringerer als der langjährige und legendäre WLV-Trainer Ernst Wurfer. Mit Ernst Wurfer kam ich später im Zusammenhang mit dem Stabhochsprung-Meeting in Weissach in Kontakt; davor schon über die Hochzeit von meiner Jugendclubkameradin Christiane Kopp mit dem Sohn Jan des Ernst Wurfer. Auch der leider zu früh verstorbene Günter Lohre, in den 70-er-Jahren einer der besten deutschen Stabhochspringer gehörte durch Einheirat zur Familie Wurfer.

Nachdem Fritz Starzmann sein Amt aus privaten Gründen abgegeben hat, habe ich das Amt des Abteilungsleiters Leichtathletik bis zu meiner Einberufung zur Bundeswehr übernommen. Dazu gehörte auch das Training der Athletinnen und Athleten. Besonders am Herzen lag mir dabei die 4 x 100 m – Mädchen-Staffel, mit der wir schöne Erfolge feiern konnten. Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich in der Phase mehr aus meinem Talent hätte

machen können, wenn ich das Training konsequenter und öfter durchgezogen hätte. Dass ich es zu den Olympischen Spielen geschafft hätte, ist in der Nachbetrachtung eher unwahrscheinlich, aber etwas näher an die Deutsche Spitze hätte ich sicher rücken können, zumindest wenn meine späteren Erfolge im Seniorenbereich als Maßstab nimmt. Ich kann aber zufrieden auf diese Zeit zurück blicken, weil meine Leistungen in der Relation zum Einsatz durchaus ordentlich waren. Schön waren jedenfalls immer die Fahrten zu den Wettkämpfen und die Geselligkeit.

11. Prisma und die „wilde Zeit“

Ab 1969 tat der Prisma-Club in Konkurrenz zu meinen sportlichen Aktivitäten. Nachdem Dieter Jäger, Eberhard Grapke und Dietmar Fischer (letztere ehemalige Schulkameraden) den Club gegründet haben, nahmen die Aktivitäten Fahrt auf und viele junge Leute stießen zum Club dazu. Es war eine Zeit des Umbruchs und die Änderung der politischen Verhältnisse und Sichtweisen forderte geradezu zu Diskussionen heraus. Auch das Vergnügen durfte nicht zu kurz kommen. So fanden regelmäßige Clubtreffen in den örtlichen Gaststätten, wie „Gasthaus zur Burg“, „Germania“ oder später dem „Burgblick“ statt. Wie an früherer Stelle vermerkt, war dieses Gebäude davor ein Bahnwärterhaus.

Schwieriger war es mit den „Partyveranstaltungen“. Eigene Räume hatten wir nicht, so dass wir auf Räume im (damals) neuen evangelischen Gemeindehaus ausweichen mussten. Dank der Unterstützung des damaligen Stadtpfarrers Dieter Gläsche wurde es uns ermöglicht diese Räume zu nutzen. Hier fanden dann Disco-Veranstaltungen und Podiumsdiskussionen von hoher Qualität statt, die immer wieder von mir moderiert wurden. In der Regel saß dabei mindestens ein Bundes- oder Landtagsabgeordneter auf dem Podium.

Später ermöglichte dem Club die Kooperation mit der Studienleitung des Internationalen Forums Burg Liebenzell die Räume dort zu nutzen. Ein Glücksfall! Konzerte im Saal der Burg oder die legendären Diskos im „Versperkeller“ waren im Landkreis und weit darüber hinaus bekannt und legendär. An der Organisation war ich immer mit federführend beteiligt; dies gilt auch für die Organisation der Konzerte mit der (heute würde man sagen „Coverband“) Sergeant Pit, die wir zur Finanzierung der Clubaktivitäten organisierten. Allesamt Veranstaltungen von hohem Niveau, wie sie heute oft nur noch von professionellen Veranstaltern wie dem SWR organisiert werden.

Schwierig wurde es dann mit der Eintragung des Clubs in das Vereinsregister, weil man zu der Zeit erst mit 21 Jahren volljährig wurde und wir erst sieben Personen finden mussten, die dieses Alter schon erreicht hatten. Dies ist auch der Grund, warum unter anderem ich – obwohl ab der „Ersten Stunde“ dabei – nicht als Gründungsmitglied erscheine.

Mit dem Wachstum des Clubs wurde der Wunsch nach eigenen Räumen lauter und wir erhielten von der Stadt die Möglichkeit einen Raum im Alten Gemeindehaus auszubauen. Das Gebäude stand leer und der Abriss schien nur eine Frage der Zeit – heute unvorstellbar. Als der Abriss dann tatsächlich nahte, mussten wir den Raum räumen und waren auf der Suche nach einem neuen Domizil. In maßgeblich von mir mit dem damaligen Bürgermeister Klepser geführten Verhandlungen gelang es, dass der Club Rohbauräume im Untergeschoss

des Erweiterungsbaus für den Kindergarten erhielt. Die Stadt stellte die Räume und sorgte für den Ausbau der Sanitäräume und der Elektrik – den Rest erledigten die Clubmitglieder in Eigenregie.

Bedingt durch die Umstände in Jugendzeiten: Schule/Beruf/Studium/Wehrdienst wechselten auch die Clubvorsitzenden rasch. Auf Manfred Raid folgte Dietmar Fischer – danach war ich an der Reihe und ich übergab dann an Peter Müller. Auch in der Distanz war ich dem Prisma immer verbunden. Es war schön, dass man im Jahre 2019 das 50-jährige Jubiläum feiern konnte.

Wir alle haben im Prisma viel gelernt, sei es in der Organisation von Veranstaltungen oder durch den Ausbau auch handwerkliche Erfahrungen. Doch nicht nur unser Prisma-Club sorgte für Unterhaltung. Natürlich waren wir mit dem Club bzw. den „Jungs und Mädels“ kräftig unterwegs: Ausflüge an den Bodensee mit Camping beim „Pauli“ in Hagnau oder nach „Rhodes“ in der Nähe von Saverne standen ebenso auf dem Programm, wie Fahrten zum Hockenheimring oder die Übernachtung in Wanderheimen wie Burg Derneck auf der Alb oder Brandmatt am Westhang des Schwarzwaldes bei Gernsbach. Auch Fußballturniere wurden organisiert. Ewig in Erinnerung bleibt mir mein „schönstes Tor“ das ich erzielt habe – auf dem Sportplatz in Maisenbach-Zainen von der Strafraumkante ins linke Toreck.

Das Stammlokal von mir und meinen Freunden war die „Kinobar“ im inzwischen leider abgerissenen Kino in Liebenzell. Die Bar wurde mit Herzblut von Armin und Helene (Lelle) Behr geführt und war der Treffpunkt für die Einheimischen schlechthin. Altersgrenzen gab es kaum: vom 16-jährigen bis zum 60-jährigen war alles vertreten. In der Ecke stand eine Musikbox und beim Würfeln ging es für den Gewinner immer um einen „Whisky-Cola“.

Mit Manfred, der dann der erste Vorsitzende in der Geschichte des „Prisma“ wurde, waren wir oft unterwegs, weil er im Gegensatz zu uns auf Grund seines beruflichen Erfolgs – er hat als Vertriebsleiter von „DUNI“ der Zellstoffserviette mit zum Durchbruch verholfen – über ein gutes Einkommen und einen Firmenwagen verfügte. Oft waren wir in den Pforzheimer Diskos, der „Hazienda“ in Calmbach oder auf Schulbällen.

Zu der Zeit ergaben sich dann die ersten längeren Beziehungen zum weiblichen Geschlecht. Zunächst mit Gerlinde aus Monakam, deren Eltern noch eine Landwirtschaft betrieben. Sie war eine Schulkameradin meiner Schwester Sigrid. Weil ich die Mädels oft im Auto mitgenommen habe, ergab sich das.

Damals hatte ich noch mein erstes Auto, das allerdings das Firmenauto meiner Eltern war. Mein Vater hatte zu der Zeit noch keinen Führerschein und meine Mutter, die als eine der wenigen Frauen in den 1930-er-Jahren bereits einen Führerschein besessen hatte (sie fuhr dann den „Wanderer“ ihres Onkels Widmaier, in dessen Gastronomiebetrieb sie beschäftigt war), hatte diese Lizenz nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr verlängert.

So war es unter anderem meine Aufgabe, dass ich meine Mutter zu Besorgungen fuhr oder dass wir in den Großmarkt nach Birkenfeld oder zum „Metro“ nach Korntal fuhren. Das Auto war ein zitronengelber Opel „Kadett“, Baujahr 1964 mit schwarzem Dach, der schon fünf Jahre auf dem Buckel hatte, was für damalige Autos schon recht viel war. Der Wagen hatte

40 PS und Kleber-Gürtelreifen (damals noch selten) der Größe 155/12. Das Auto ging super, auch wenn die Starrachse auf unebenen Strecken schon stark zum „Poltern“ neigte. Auf der Ebene war ich immer schneller als die VW Käfer meiner Kumpels Fritz und Siegfried (beide leider zu früh verstorben) – am Berg waren aber die Käfer schneller, besonders der 1500-er von Siegfried – dem „mittleren Laub“, weil er noch einen jüngeren und einen älteren Bruder hatte. Da hatte ich die Schömberger Steige hoch keine Chance.

Mit diesem Käfer wollten Siegfried und ich eigentlich im Jahre 1971 nach England in den Urlaub fahren – aber der „gute Siegfried“ hat seinen schönen Käfer, der auch im Prisma-Film „Der Strudel“ von 1969 zu sehen ist, zwischen Möttlingen und Unterhaugstett in den Graben gesetzt – Auto Totalschaden, Siegfried zum Glück unverletzt. So startete meine erste Reise in das Vereinigte Königreich erst im Jahr darauf, dann jedoch mit Fritz.

„Ersatzweise“ fuhren wir dann mit meinem Opel Ascona (der ja in Wirklichkeit das Geschäftsfahrzeug meiner Eltern war, den aber nur ich fahren konnte) zum Formel-1-Grand-Prix nach Zeltweg (heute Spielfeld) in der Steiermark. Mit dabei waren Fritz mit der BMW R 75/5 und Axel, als sein Sozios, die auf der Anfahrt hinter uns fuhren. Es regnete und der neu aufgebrachte Asphalt war rutschig, so dass die BMW mit Fritz und Axel plötzlich hinter uns in den Graben rutschte. Zum Glück blieb alles heil und die Fahrt konnte fortgesetzt werden. Zeltweg selbst war ein Erlebnis!

Noch nicht dieses „weichgespülte“ und abgegrenzte Event, sondern durchaus noch ein enger Kontakt ins Fahrerlager, so wie es bis zum Schluss dann später auch in der DTM möglich war. Die Stimmung neben der Strecke war phänomenal – in drei großen Bierzelten wurde Stimmung vom Feinsten geboten. Gezeltet haben wir auf der Wiese eines Bauern, wie die meisten anderen auch, neben der Strecke. Das Rennen war spannend: es gewann der Schweizer Jo Siffert im B.R.M., vor Emerson Fittipaldi im Lotus und dem Australier Tim Schenken im Brabham. Seinen ersten Formel 1 Grand Prix bestritt in einem March 711 ein junger Österreicher – Niki Lauda!

Die Rückfahrt nach dem Rennen war abenteuerlich. Fritz und Axel wollten einen anderen Weg nehmen. Es war Mitte August, wir und die Clique vom Prisma wollten sich danach auf dem Zeltplatz vom „Pauli“ in Hagnau am Bodensee treffen. Nachdem es auf einer der Passstraßen zu einer Sperrung gekommen war, weil sich einer der Renntreiber quer gestellt hatte, beschlossen Siegfried und ich über eine in der Karte weiß eingezeichnete (heute gesperrte) Straße in Richtung Bad Mitterndorf am Kulm auszuweichen. Diese Straße „Durch den Stein“ werde ich nie vergessen, weil unser Leben dort schon hätte beendet sein können.

Die Straße war eine schmale Schotterpiste, mitten durch die Felslandschaft und lud zum „ralleymäßigen“ Fahren geradezu ein. Kurvig und mit viel auf und ab. Aber auch mit Tücken: als es nach einer Links-Rechts-Kombination nach wenigen Metern auf steiler Abfahrt wieder um 90 Grad nach links ging, wurde es eng! Es war nicht nur fahrerisches Geschick, sondern auch eine Portion Glück, dass ich den Ascona noch um diese Linkskurve „gezaubert“ habe – geradeaus stand nur eine schmale Holzplanke und der Abgrund dahinter war tief. Nun hätte man erwarten können, dass Siegfried in Angst und Wut ausgebrochen wäre – das Gegenteil

war der Fall. Er lobte meine gute Reaktion und die tolle Fahrt und hat noch Jahre später immer wieder von diesem Abenteuer berichtet.

Zeltweg war nicht das einzige Auto- oder Motorradrennen, das wir besuchten. Regelmäßige Fahrten zum Hockenheimring: Formel 2, Motorrad, Tourenwagen oder im strömenden Regen als Sozusagen von Fritz auf der BMW zum Motorrad Grand Prix auf dem Nürburgring. Mein persönliches Highlight bleibt die Formel 1 in Zandvoort, in den niederländischen Dünen. Hier waren (1976) Siegfried und Wolfgang, der Bruder meiner Freundin Ingrid, mit dabei.

Die Rennstrecke verläuft durch die Dünen und man war hautnah dabei- Es war eines der ersten Rennen des Tyrrell P 34. Die Besonderheit dieses Fahrzeugs war, dass es vorne über eine Doppelachse verfügte, an der vier kleine Vorderräder befestigt waren. Das Konzept setzte sich aber nicht durch – Jody Scheckter belegte mit dem Auto den achten Platz – Sieger wurde Ronnie Peterson im March-Ford vor James Hunt im Mc-Laren-Ford und Tom Pryce im Shadow-Ford. Von der Stimmung her war das für mich das schönste Rennen, das ich je besucht habe.

Der Ascona 1900, den ich von 1974 – 1979 gefahren habe, war eine echte Rakete. Von Haus aus mit 90 PS ausgestattet (es hatte meinen Vetter Harald, über den wir das Fahrzeug bezogen haben, und mich viel Überzeugungsarbeit gekostet, um meine Eltern von den Vorzügen des 1900-er-Motors gegenüber der schwächer motorisierten Version zu überzeugen), habe ich unter der Anleitung von Harald den Motor optimiert, in dem wir eine andere Nockenwelle, härtere Ventildfedern und Hydrostößel eingebaut haben. Dazu habe ich die Brennräume und die Einlasskanäle poliert. Später als ich studierte, habe ich mir dadurch die Berechtigung erworben, an dem jeweils im Oktober auf dem Hockenheimring stattfindenden Fahrtraining der Akademischen Motorsportgruppe der Universität Stuttgart teilzunehmen. Zweimal bin ich da mit dem Ascona und großem Spaß mitgefahren. Dabei waren jeweils zuerst ein Automobilslalom und danach 2 x 20 Runden auf dem Kleinen Kurs des Motodroms zu absolvieren.

Gerlinde und ich hatten eine sehr schöne Beziehung, die parallel zu meiner Lehrzeit bei SEL begann. Aber irgendwie wurde mir das Ganze zu fest und ich habe der Gerlinde sicher sehr weh getan, als ich diese Beziehung ziemlich abrupt beendet habe, weil ich einfach wieder mehr „Freiheit“ haben wollte. Wer weiß wie mein Leben verlaufen wäre, wenn wir zusammen geblieben wären. Aber im Laufe meines Lebens habe ich immer wieder festgestellt, dass sich Lebensentwürfe oft in Minuten oder gar Sekunden ändern, einfach weil man sich für ein „links“ oder „rechts“ entschieden hat.

Nach Gerlinde war ich ein paar Monate mit Ingrid zusammen. Ingrid war der Schwarm der Liebenzeller Jungs; auch sportlich war sie hochbegabt – in meiner Läuferinnengruppe bei der Turnerschaft war sie die Schnellste und auch im Weitsprung die Beste. Weil es damals noch nicht so einfach war, sich mit fremden Mädchen zu Hause zu treffen, erlebten wir schon die eine oder andere abenteuerliche Geschichte. So war es ein Clubkamerad, der als einer der ersten von uns eine eigene Wohnung in Calw bewohnte, der uns diese überlies, wenn er Dienst hatte. Später als Ingrid dann auf der Verwaltungsschule in Kehl war oder bei einer Behörde im Raum Rottweil ausgebildet wurde, war es etwas einfacher. Bis heute weiß ich

(natürlich) nicht, ob ihre Eltern, die im Forstamt II wohnten, mitbekommen haben, dass ich über das Fenster im Erdgeschoss zu Ingrid eingestiegen bin, während sie im Wohnzimmer vor dem Fernsehgerät saßen. Wegen der räumlichen Distanz hat sich das aber auseinander entwickelt – Ingrid hat sich später für einen Bürgermeister entschieden.

Bei einem Discoausflug nach Pforzheim mit Manfred, der damals einen Ford-Turnier fuhr, lernte ich dann Hannelore (Hanne) kennen. Hanne stammt aus Schwäbisch Gmünd und ist früh von zu Hause ausgezogen. Nach der Hotelfachschule am Tegernsee, absolvierte sie eine Ausbildung zur Hotelkauffrau im Kurhotel Mitteltal – bis heute eines der ersten Häuser im Schwarzwald, wenn nicht gar in Deutschland. Das war 1973 – ich stand unmittelbar vor der Einberufung zur Bundeswehr. Das hat uns sicher in den ersten Monaten auch „zusammengeschweißt“, weil wir uns nach Tagen oder Wochen der Trennung immer auf ein Wiedersehen gefreut haben. Sofern möglich, bin ich am Wochenende Abends nach Mitteltal gefahren und habe auf dem Parkplatz vor dem Kurhotel gewartet, bis sie Feierabend hatte. Das konnte bei Spätschicht schon mal bis zum frühen Morgen gehen. Hanne teilte sich mit Ina, der damaligen Freundin von Hermann Bareis – der das Hotel gerade von seiner Mutter übernommen hatte – ein Zimmer in einem vom Hotel angemieteten Wohnhaus. Da Ina oft bei Hermann Bareis war, konnte ich oft dort übernachten und bin dann am frühen Morgen wieder weg – Montags dann sehr früh, weil ich rechtzeitig in der Kaserne sein musste. So fuhr ich zu der Zeit regelmäßig das Murgtal abwärts, um nach Neureut zu gelangen. Hanne und ich waren dann annähernd 30 Jahre zusammen und haben drei tolle gemeinsame Kinder.

Hanne hat dann nach der Ausbildung zu Hetzel-Reisen nach Stuttgart gewechselt, ein Engagement, das u.a. den Vorteil preisgünstigerer Flüge mit sich brachte. Auch bekamen wir eine Einladung zur ersten Landung einer Boeing 747, dem „Jumbo-Jet“ in Stuttgart, bei dem es neben einem Bankett auch die Möglichkeit zur ausgiebigen Besichtigung der Maschine gab. Einmal besorgte mir Hanne einen Flug nach Wien, wo ich meinen Freund Manfred (Jahre davor erster Vorsitzende des Prisma-Clubs) besuchte.

Manfred war nach seiner Tätigkeit in Süddeutschland zum Gebietsverkaufsleiter von ganz Österreich aufgestiegen und wohnte in Wien in der Franzensgasse V/1, also im 5. Bezirk. Überrascht war ich auf dem Hinflug, als Hanne und ihre Kolleginnen aus der Abteilung, die mich zum Flughafen Stuttgart gebracht hatten, nach dem Check-in nicht zurückblieben und auch mit mir ins Flugzeug stiegen. Da die Maschine nicht voll gebucht war, hatten sich die Mädels preiswerte Tickets besorgt und flogen mit mir nach Wien, aber mit derselben Maschine wieder zurück. Wien war eine tolle Erfahrung: kannte sich „der Raid“, wie er üblicherweise genannt wurde, doch bestens aus. Neben einem richtigen „Heurigen“ (ich meine nicht die auf Touristen ausgelegten) besuchten wir das Weingut „Carlo“ in Illmitz am Neusiedler See, samt Weinprobe.

Auch einen Film haben wir im Prisma gedreht! Bis heute würde ich sagen ein Kultfilm, wenn auch mit schlechter Tonqualität. Der Entwurf für das Drehbuch stammt von mir; auch die Regie lag bei mir. Die Grundlagen habe ich während eines Ferienaufenthaltes in Murnau am Staffelsee gelegt. Da ich über ein Auto verfügen konnte, meine Schwester und ihre Freundinnen aber nicht, fuhren die Mädels mit mir an den Staffelsee: Sigrid, Ingrid und

Elisabeth, eine ehemalige Schulkameradin und ebenfalls im Prisma dabei. Der Film wurde im Super 8-Format gedreht, welches man später auf Video überspielen konnte. Zum 50-jährigen Prisma-Jubiläum hat Dietmar den Film sogar digitalisiert. Ein „Gag“ am Rande: die Hauptdarstellerin im Film, Angelika, hat es kurz nach Drehschluss beruflich nach München verschlagen – den Film selbst hat sie erst 50 (!) Jahre später im Rahmen des o.a. Jubiläums zum ersten Mal gesehen.

Neben diesem Film wurde noch – heute würde man so sagen - ein „Videoclip“ zur Musik von Juliane Werding „Am Tag als Conny Kramer starb“ gedreht.

Hier standen wir Motorradfahrer im Mittelpunkt. Wir waren eine tolle Clique: Fritz mit der BMW R 75/5, Friedhelm und sein Bruder Manfred mit ihren Kawasakis, Heini mit der Yamaha, Lothar aus Stuttgart mit der 750-er Suzuki (dem „Wasserbüffel“), Udo mit einem der größten Motorräder aller Zeiten, einer Münch „Mammut“ mit dem 1200 ccm Automotor aus dem NSU „Prinz“, Joachim, Paul, Gert, Axel und viele andere.

Leider sind nicht alle unverletzt oder lebend davon gekommen. Paul hatte einen schweren Unfall mit seiner 750-er Honda, bei dem er ein Bein verloren hat oder Gert, wegen seiner roten Haare „Fox“ genannt. Der „Fox“ war ein cooler Hund. Jährlich fuhr mit einer BMW mit Seitenwagen zum „Elefantentreffen“ an den Nürburgring. Vor Ausfahrten konnte es schon mal sein, dass sich die Abfahrt verzögerte, weil der „Fox“ noch dabei war, auf dem Küchentisch (!) einen Motor wieder zusammen zu bauen. Öfters ohne Folgen gestürzt, erwischte es ihn bei einer Ausfahrt zu Pfingsten im Oberschwäbischen. Nach einem Sturz wurde er von einem nachfolgenden Fahrzeug überrollt. Noch heute läuft es mir kalt den Rücken runter, wenn ich mich daran erinnere als Siegfried beim Fröhschoppen im „Burgblick“ mitteilen musste, dass der „Fox“ tot sei.

12. Tankstelle „Heinzelmann“

Mein Vetter Harald, Jahrgang 1943, hat nach seiner Lehre als Kfz.-Mechaniker bei Opel Hauser in Bad Liebenzell gearbeitet und hat dann auch die Meisterprüfung als Kfz.-Meister abgelegt. Anfang der 1970-er-Jahre hat er sich selbständig gemacht und die Heinzelmann-Tankstelle in der Bahnhofstraße übernommen. Der Tankstelle angeschlossen waren eine Reparaturwerkstatt und eine Waschanlage.

Schon von Beginn an, war ich immer mit dabei und habe in meiner freien Zeit in der Tankstelle ausgeholfen. Zu der damaligen Zeit gab es so gut wie keine SB-Tankstellen, so dass jeder Kunde noch bedient werden musste. Nachdem ich anfangs nur für das Betanken zuständig war – einschließlich dem Reinigen der Scheiben, der Kontrolle des Ölstands, des Luftdrucks der Reifen und des Scheibenwassers, wurde ich später mit der eigenständigen Leitung der Tankstelle betraut, wenn Harald nicht da war oder sich im Urlaub befand.

Auf Grund meiner Berufsausbildung fiel es mir leicht, mich in die mechanischen Vorgänge am Fahrzeug einzuarbeiten, so dass ich nach und nach auch kleine Reparaturen durchführen oder Pannenhilfe leisten konnte. Auch das Aufbrechen von Autos musste beherrscht werden, weil es regelmäßig vorkam, dass Gäste des wenige hundert Meter entfernten

Paracelsusbades ihren Schlüssel im Auto vergessen hatten, aber die Autotüren verschlossen hatten. (Das ging bei den damaligen Fahrzeugen, wenn man das „Knöpfchen“ drückte und die Tür zugeschlagen hat). Es war also kein Autoknacken, sondern Pannenhilfe!

Wie durch meine gastronomischen Erfahrungen bekannt, war es mir wichtig, den Kunden immer eine gute Dienstleistung zu bieten, was sich durchaus in den Trinkgeldern widerspiegelte. Auch die Vor- und Nachbehandlung der Fahrzeuge in der Waschanlage war Teil meiner Aufgaben. Interessant auch die Begegnung mit vielen Menschen des täglichen Lebens – während des Tankvorgangs erfuhr man viel und immer wieder was Neues.

Auch lernte man interessante Fahrzeuge kennen, sei es der Jaguar mit den zwei Tanks im Heck, der Mercedes 6,3 Liter, dessen Tank 105 Liter Superkraftstoff fasste oder die Testwagen, die unser Freund Michael (Mike) Mehlin, Testfahrer bei der Zeitschrift Auto, Motor & Sport und einer der besten Autofahrern, die ich je kennen gelernt habe, regelmäßig dabei hatte. Darunter der legendäre grüne 6-Zylinder Schnitzer BMW mit den offenen Ansaugtrichtern oder der Ferrari, dessen Tankdeckel identisch mit dem eines 500-er-Fiat war. Michael (Mike) wohnte in der Seestraße in Liebenzell und war regelmäßiger Gast an der Tankstelle.

Manchmal kamen aber auch schon geizige Typen an die Zapfsäule – die tankten nur 10 Liter(!) und wollten dafür eine „halbe Inspektion“ mit Reifendruck, Öl- und Wasserstand prüfen – Scheibenwaschen war ohnehin obligatorisch. Allerdings war das besser zu organisieren, wenn vollgetankt wurde, weil man das dann in der Zeit machen konnte, während sich der Tank füllte. Nicht bei allen Modellen war es möglich den Tank „automatisch“ füllen zu lassen. Ford zum Beispiel hatte eine Zeit lang einen „Escort Kombi“ im Programm, bei dem der Einfüllstutzen so ungeschickt konstruiert war, dass man den Kraftstoff nur „tröpfchenweise“ einfüllen konnte.

Etwas kompliziert waren die französischen Modelle: diese hatten nämlich in der Regel keinen zentralen Sicherungskasten – die Leitungen waren mit überall im Motorraum verteilten sogenannten „fliegenden Sicherungen“ abgesichert. Während man bei den deutschen Modellen auf einen Blick erkennen konnte, welche Sicherung auszutauschen war, musste man bei den französischen Modellen jedes einzelne Kabel absuchen, um den Fehler zu finden.

Verantwortungsvoll war die Aufgabe regelmäßig den Kraftstoff-Vorrat zu prüfen. Dazu musste man den Deckel der Erdtanks öffnen, um mit einem Mess-Stab, den man vorher mit Kreide eingerieben hatte, den Füllstand zu prüfen. Bei der Bestellung musste man immer einrechnen, wie lange die Anlieferung ab der Raffinerie in Karlsruhe dauerte.

13. Bundeswehr und Feuerwehr

Wie eingangs erwähnt, hätte ich schon Anfang der 70-er-Jahre zur Bundeswehr (zu einer Panzerkompanie nach Stadtallendorf) einrücken müssen, konnte das aber wegen meiner noch laufenden Schulausbildung verschieben. Meine volle Wehrtauglichkeit trotz meines fehlenden „Fingerstücks“ war schon lange davor im Rahmen einer Musterung in Tübingen

festgestellt worden, auch den obligatorischen Intelligenztest (im Volksmund Idiotentest) hatte ich absolviert. Im Gegensatz zu vielen meiner Altersgenossen habe ich den Test aber ernst genommen, weil man im Falle eines schlechten Testergebnisses mit Sicherheit bei den Panzergrenadiern („Stoppelhopser“) gelandet wäre. So kam der Einberufungsbefehl zum 01. Oktober 1973 zur Grundausbildung nach Germersheim in der Pfalz, einer Luftwaffenausbildungskompanie. Von der Luftwaffe versprach ich mir nach der Grundausbildung einen zumindest weniger „schmutzhaltigen“ weiteren Verlauf meiner Dienstzeit.

Die Anreise erfolgte mit der Bahn, wofür es Freifahrtscheine gegeben hat. Mit dem Dienstgrad „Flieger“, übrigens dem selben Dienstgrad mit dem mein Großvater Eugen Holzäpfel in den 1. Weltkrieg einsteigen musste, begann mein 15-monatiger Wehrdienst. Die Grund-Ausbildung, war hart, auch wenn die Anforderungen nicht so hoch waren wie bei den Landstreitkräften.

Im Vergleich zur Bundeswehrzeit von meinem Sohn Lars, war das noch deutlich strenger. Gefürchtet waren die freitäglichen Stubendurchgänge, die am Nachmittag darüber entschieden, ob man das Wochenende nach Hause reisen durfte oder in der Kaserne bleiben musste. Besonders fies, wenn die Kompanie während der zugestandenen Putzzeit auf den Hof hinaus gepfiffen wurde und der Stubendurchgang dann in der Zwischenzeit durchgeführt wurde. Natürlich fand man da Mängel!

Die ausgeteilten Putzmittel waren spärlich – so musste man die Fenster mit purem Wasser und Toilettenpapier putzen. Schlierenfrei natürlich. Für die Ordnung im Spind – nur ein kleines Wertfach mit einer Seitenlänge von ca. 30 cm war wirklich privat – gab es eine exakt festgelegte Ordnung. Sämtliche zu faltenden Kleidungsstücke, insbesondere Hemden, mussten im Din A 4 – Format gefaltet werden. Sinnvollerweise habe ich dazu immer ein Din A 4 – Blatt mit eingelegt. (Positiver Effekt: noch heute werden meine Hemden von mir – wenn auch ohne Papier dazwischen – so gefaltet).

Weil es während der Grundausbildung immer wieder vorkam, dass die ganze Kompanie, unabhängig von der Tages- und Nachtzeit alarmiert wurde, um mit der kompletten Ausrüstung – einschließlich des in einem Seesack verstauten Inhalts des Kleiderschranks – im Hof anzutreten, war es sinnvoll, dass man die Kleidungsstücke zu – von vorne nicht erkennbaren - Bündeln zusammengefasst hat, damit man sie im Alarmfall schnell einpacken konnte und der Schrank danach auch schnell wieder eingeräumt werden konnte. Danach fand dann in jedem Fall wieder ein Stubendurchgang statt. Ratsam war es, die Kleiderstange aus Messing mit Klarlack zu behandeln, weil Messing, reibt man mit einem Tuch darüber schwarze Streifen auf dem Tuch erzeugt. Ein übler Trick vom Kompaniefeldwebel, um Soldaten zu ärgern!

Natürlich standen militärisches Training auf dem Standortübungsplatz, Schießübungen und Formalausbildung auf dem Programm. Glücklicherweise befanden wir uns in der Rheinebene mit sandigem Boden, was den Vorteil hatte, dass sich der Schmutz an Kleidern und Schuhen nicht so festsetzte und sich auch gut wieder entfernen lies. Wenig ratsam war es auch, unnötig mit Manöverpatronen „rum zu ballern“ (natürlich nur auf dem Übungsplatz), weil diese – im Gegensatz zu scharfer Munition – mehr Schmutzpartikel im Lauf zurück gelassen

haben, was wiederum ein aufwändiges Putzen erforderte. Logisch in dem Zusammenhang, dass man das Gewehr G 3 mit verbundenen Augen zerlegen und wieder zusammenbauen konnte.

Die Kameradschaft war gut – in der mir zugeteilten Stube waren außer mir noch fünf weitere Kameraden untergebracht, die allesamt aus Niederbayern stammten. Nach der Grundausbildung wurde ich, sicher auch auf Grund meiner beruflichen Ausbildung zum Stab 1 des Luftwaffenfernmelderegiments 12 nach Karlsruhe-Neureut verlegt und dort in der Fernschreiberwerkstatt eingesetzt. Die Bundeswehr hat den Fernschreiber noch lange verwendet, weil sich die Nachrichten über ein Decodiergerät verschlüsseln ließen.

Ab dem Zeitpunkt war das dann eher wie „zur Arbeit gehen“, vor allem weil ich nach wenigen Wochen in der Kaserne den Status eines „Heimschläfers“ erlangte. Dies bedeutete, dass ich die „General-Fahnert-Kaserne“ nach Dienstschluss (16.30 Uhr) verlassen durfte und am nächsten Morgen zum Wecken um 6.00 Uhr wieder in der Kaserne sein musste. Mit dem Auto dauerte es eine knappe Stunde von Neureut nach Liebenzell, was normalerweise kein Problem war.

So musste ich nur dann über Nacht in der Kaserne bleiben, wenn ich zur Wache oder als GvD (Gefreiter vom Dienst) eingeteilt war. Ich war inzwischen zum Gefreiten befördert worden, was ein paar Mark mehr an Sold einbrachte. Der Wachdienst war nur dann eine Herausforderung, wenn man mit Kameraden eingeteilt war, die sich entweder Nachts schier in „die Hose gemacht“ haben oder die leichtsinnig mit ihren Schusswaffen umgingen. Wir waren ja mit scharfer Munition, sowohl im Gewehr G3, als auch in den Pistolen unterwegs. Ein Wachdienst dauerte immer 24 Stunden und die Wachmannschaft bestand aus sechs Mann. Ein wichtiger Akt war dabei das allmorgendliche Hissen der Bundesflagge und deren abendliches Niederholen. Auf Grund der Nähe zu Karlsruhe hatten immer wieder auch Spieler des Karlsruher SC den Wehrdienst in Neureut abzuleisten. Der Bekannteste unter ihnen war sicher der ehemalige Jugendnationalspieler David Scheu (einer der ersten dunkelhäutigen Fußballspieler in den oberen Ligen).

Der Alltag selbst verlief im Grunde entspannt. Falls Geräte repariert werden mussten, gab es keinen Zeitdruck, auch die Vorgesetzten und die Kameraden waren – bis auf einen - in Ordnung.

Während die Kollegen in der Werkstatt, Xavier (gebürtiger Kanadier), Huxel (mit dem ich während eines WM-Spiels in Stuttgart zufällig auf der Tribüne saß) und vor allem der Oberleutnant Gessner, der die Werkstatt leitete, in Ordnung waren, hatten wir auf der Stube – zum Glück musste ich da selten übernachten – eine „tickende Zeitbombe“. Kurt J., gelernter Buchdrucker und durchaus intelligent, ein Kerl wie ein Baum, kam mit seinem Wehrdienst überhaupt nicht klar und war ständig alkoholisiert. Ihn sah man nur, wenn er nicht zwischendurch hinter einem Papiercontainer schlief, mit einer Bierflasche in der rechten Cargo-Tasche der Hose und einem Groschenroman in der linken Tasche. J. brachte es fertig, die Kameraden des kompletten Flurs damit zu wecken, dass er in der Nacht einen Stahlhelm durch den Gang entlang warf, was einen Höllenlärm verursachte. Den Tag begann der J. damit, dass er – noch auf der Bettkante sitzend – ein 0,5-Liter-Glas zur Hälfte mit Apfelsaft und zur anderen Hälfte mit Wodka füllte. Nachdem er aus dem Waschraum zurück

kam, setzte er sich an den Tisch in der Stube und trank das Gleiche noch mal. Seine maximale Arrestzeit hatte er ausgereizt. Dies vor allem deshalb, weil ihn, mit einem Kameraden zusammen, auf der Ladefläche eines MAN sitzend, bei einem Ampelstopp in Karlsruhe ein menschliches Bedürfnis überkam. Das Urinieren von der Ladefläche eines Bundeswehr-LKW auf die Motorhaube des dahinter stehenden Fahrzeugs wäre für sich genommen schon schlimm genug gewesen; dass in dem Fahrzeug die Frau eines US-Amerikanischen Offiziers saß, machte die Sache fast zum Politikum.

Besonders die beiden Kameraden (von insgesamt sechs auf der Stube mit drei Doppelstockbetten), die nicht unter der Woche nach Hause konnten, litten unter den Ausbrüchen des J. Besonders der Hofmann, der unter ihm schlief war nicht zu beneiden. Thomas (s.u.) und Bernhard hatten, wie ich, das Glück, dass wir nur bei Einsätzen in der Kaserne bleiben mussten.

Eine „Spezies“ für sich war unser „Spieß“ (Spitzname für den Kompaniefeldwebel), der für die Ordnung des Stabszugs verantwortlich war. Von ihm hing es ab, ob man am Wochenende im Anschluss an den freitäglichen Stubendurchgang nach Hause durfte oder ob man Urlaub nehmen durfte. Egon Vollstedt stammte aus der Gegend von Rastatt und war ursprünglich Maurerpolier. Nüchtern im Grunde ein ganz passabler Kerl – nicht aber wenn er einen über den Durst getrunken hatte oder noch Restalkohol vom Vortag hatte. Dies konnte man daran erkennen, wenn er beim morgendlichen Appell zum Antreteplatz schritt und dabei nicht den direkten Weg über den Bordstein nahm, sondern einen Umweg über die abgesenkte Seite. An solchen Tagen war es nicht ratsam sich in seine Nähe zu begeben oder womöglich nach Urlaub zu fragen. Da mein Stubenkamerad Thomas – mit dem ich auch noch nach Jahrzehnten Kontakt habe – im Vorzimmer vom „Spieß“ eingesetzt war, war ich immer informiert, wenn es „günstig“ ist, um vom „Spieß“ was zu wollen.

Dank des Einsatzes meines Vorgesetzten in der Werkstatt, dem Oberleutnant Gessner, war es mir möglich, im Rahmen meiner Bundeswehrzeit den LKW-Führerschein zu erwerben. Eine wirklich hervorragende Ausbildung, die über sechs Wochen ging und neben Straßenfahrten auch Rangierfahrten mit dem Anhänger und Fahrten im Gelände (zum Beispiel in Steinbrüchen) umfasste. Im Einsatz hatten wir den „Fünf-Tonner“ MAN, der aber ein zulässiges Gesamtgewicht von etwa 13 Tonnen hatte (die Bundeswehr zählte die Tonnage anders), sowie den Unimog. Der Unimog hatte die seltsame Konstruktion, dass er zwar über einen Druckluftkompressor verfügte, diesen aber nicht für seine Bremsen einsetzen konnte, sondern nur für den Anhänger. Weil die hydraulischen Trommelbremsen nicht sonderlich wirksam waren, wenn der Unimog voll beladen war, konnte man das Fahrzeug samt Anhänger stärker bremsen, wenn man einen Hebel zog, der den Anhänger mit der Druckluftbremse stärker bremste.

Die Fahrschulfahrten nutzte unser Fahrlehrer, der Hauptfeldwebel Rappmund (von dem der wahre Spruch „mit Verwandten trink‘ und lach‘ aber nie Geschäfte mach““ stammt) auch dafür, dass er Material für sein im Bau befindliches Haus abholte. Lange Fahrten führten uns zum damals kanadischen Militärflughafen in Lahr (heute Baden Airport). Neben den Fernschreibern waren auch Notstromaggregate zu reparieren. Allerdings wurden diese nicht

bei uns in der Kaserne repariert, sondern wir fuhren diese zu zivilen Unternehmen nach Karlsruhe.

Das eine oder andere Mal, wenn ich in Neureut geblieben war, besuchte ich den Vetter meiner Mutter, Otto Wyrich. Er stammte wie meine Großmutter mütterlicherseits aus dem Ort Dürrmenz, heute zu Mühlacker gehörend. Beruflich war er bei einer Versicherung beschäftigt – den 2. Weltkrieg hatte er als Bomberpilot überlebt. Mit seiner Familie wohnte er in Blankenloch, quasi dem Nachbarort von Neureut. Ich erinnere mich, dass wir als Kinder mit meiner Mutter schon mal dort waren, damals hatten Otto und seine Frau Else noch Tabak hinter dem Haus angebaut. Diese Besuche waren immer angenehm, auch wenn der Kontakt inzwischen abgerissen ist – Otto Wyrich (wie meine Mutter Jahrgang 1913) ist lange tot. Die Tochter Heide habe ich in den 1990-er Jahren mal besucht, als ich nach einer Sitzung des Verwaltenden Prüfungsausschusses beim Regierungspräsidium in Karlsruhe noch Zeit gefunden habe.

In Erinnerung bleiben mir zwei Manöver außerhalb der Kaserne. Glücklicherweise wurden wir wenig mit Manövern behelligt, weil wir ein Versorgungs- und Nachrichtenregiment waren. Einmal war eine mehrtägige Winterübung vorgesehen, die im Nordschwarzwald in der Nähe von Kaltenbronn stattfinden sollte. Bevor es losgehen konnte, wurden wir in der Fernschreiberwerkstatt damit beauftragt, dass wir ein paar Dutzend Holzskier, die für die Teilnehmer vorgesehen waren, mit weißer Farbe lackieren, damit diese im Schnee nicht sichtbar waren. Die Übung fand denn auch statt – ich war mit dabei. Untergebracht waren wir in einem Wanderheim – zum Skifahren ging es nach Kaltenbronn. Man kann sich aber vorstellen, dass die Abfahrten mit diesen „Allround-Holzplatten“, die sowohl für Abfahrten, als auch für Langlauf verwendet werden konnten, nicht so das Vergnügen waren. Ich selbst war ja in meiner Jugend noch mit solchen Brettern unterwegs. Aber „Dienst ist Dienst...“.

Während meiner Lehrzeit bin ich übrigens mit meinem Freund Siegfried, der zu der Zeit ebenfalls in Pforzheim arbeitete, im Winter nach der Arbeit regelmäßig nach Kaltenbronn zum Skifahren gefahren (unter Flutlicht). Der Kaltenbronn liegt um die 1.000 m über dem Meer und ist eines der wenigen schneesicheren Gebiete im Nordschwarzwald. Das war schon in den 1970-er Jahren so.

Ein anderes Manöver führte uns in den Odenwald, wieder im Winter und das bei bitterster Kälte. Der gesamte Stabszug fuhr als Militärkolonne. An jedem Fahrzeug des Konvois war eine blaue Flagge angebracht – nur am letzten Fahrzeug eine Grüne. Quartier wurde in einer alten Kaserne genommen, die von französischen Truppen nach deren Abzug hinterlassen worden war. Die Unterbringung war besser als im Freien – aber mehr auch nicht. Mit zwei Kameraden waren wir mit einem Werkstatt-LKW (MAN mit Kofferaufbau) dabei und führten zur Sicherheit mehrere Ersatzfernschreiber mit. Allerdings dauerte die Übung für uns nicht lange! Bereits am zweiten Tag geriet das Gebäude in Brand, weil ein überhitztes Ofenrohr (Zentralheizung gab es nicht) eine Strohverkleidung entflammt hatte. Obwohl alle unverletzt das Gebäude verlassen konnten, war es weitgehend unbewohnbar. Nun sollten die Mannschaften in Zelten übernachten – angesichts der Kälte keine so gute Vorstellung. Unserem Zugführer ist es zu verdanken, dass unser Werkstatt-Team in die Kaserne nach

Neureut zurückfahren konnte, um in Alarmbereitschaft zu bleiben; die Ersatz-Fernschreiber ließen wir dort und holten sie nach Ende der Übung wieder ab.

Auf Grund meiner guten Leistungen haben meine Vorgesetzten bei der Bundeswehr vorgeschlagen, dass ich mich für eine Offizierslaufbahn bewerben soll. Inzwischen war ich zum Obergefreiten befördert worden. Für die Zulassung musste ich einen harten Eingangstest absolvieren, den, wie ich, nur wenige andere aus unserem Regiment geschafft haben. Allerdings war meine Wehrdienstzeit (15 Monate bis 31.12.1974) schon weit vorangeschritten, als meine Zulassung zum Offizierslehrgang erfolgte - ich hatte schon mit dem „Maßband“ begonnen. (Das Maßband zeigte den Soldaten die letzten 150 Tage der Dienstzeit an und war Anlass für Scherze und Hänseleien, weil man mit noch vielen offenen Tagen gerne als „Kabeltrommelträger“ bezeichnet wurde).

Der Offiziers-Lehrgang fand in Roth bei Nürnberg („lieber tot als Roth“) statt und sollte sechs Wochen dauern. Nun war es aber so, dass ich – schon lange der Grundausbildung entrückt – mich wieder in Dreck werfen sollte, Nachmärsche absolvieren oder Handgranatenwurf üben sollte. Nicht, dass mir das etwas ausgemacht hätte, aber der Unterschied zu meinem komfortablen Leben in der Fernschreiberwerkstatt war schon kolossal. Die Entscheidung wurde mir aber von meinen Eltern insofern abgenommen, dass gerade zu der Zeit eine Arbeitskraft im elterlichen Betrieb ausgefallen ist und es für meine Eltern eine Hilfe war, dass ich zumindest an Wochenenden oder abends wieder zur Verfügung stand. So ging es wieder zurück nach Neureut bis zum Dezember 1974, wo ich dann immerhin noch das Bundeswehrleistungsabzeichen (u.a. 10.000 m Lauf, 20 km Eilmarsch und Schießen) erwerben konnte. Quasi im Alleingang bin ich mit unter 36 Minuten meine beste 10.000 Meter-Zeit aller Zeiten gelaufen. An diese Zeit bin ich (10.000 m bin ich auch selten gelaufen) erst im Jahre 2001 bei meinem 5. Platz im Rahmen der Deutschen Seniorenmeisterschaften in Potsdam wieder annähernd heran gekommen.

Nach meiner Wehrdienstzeit konnte ich mir endlich den langgehegten Wunsch erfüllen, der Freiwilligen Feuerwehr Bad Liebenzell beizutreten. Obwohl ich seit meinen frühen Kindertagen über meinen Freund Kurt und meinen Vetter Harald ständig im Kontakt mit der Truppe war, hatte sich das bisher nie ergeben. Da ich zudem über den LKW-Führerschein verfügte, war ich sehr willkommen. So fuhr ich oft mit dem LF 8, einem Opel Blitz mit Sechszylinder Opel-Kapitän-Motor oder dem TLF 16, dem Magirus. Nach längerer Diskussion, ob ein Mercedes oder ein Magirus gekauft werden soll, hatte sich die Wehr für den Magirus entschieden. Der Vorteil des – damals – noch luftgekühlten Motors, die Robustheit und die bessere Wendigkeit gaben den Ausschlag. Auch der niedrigere Einstieg gegenüber dem Mercedes war ein Argument.

Das TLF war erst kurz zuvor in Dienst gestellt worden und erhielt den Kosenamen „Spätzle 1“. Der Hintergrund war, dass mein Vater bei der Feier zur Indienstellung des Fahrzeugs, kiloweise handgeschabte Spätzle (ich bin überzeugt, dass dies kein Koch der Welt so gut hinbekommen hat wie er) geliefert hatte.

Die Einsätze bewegten sich im Rahmen des Feuerwehralltags: Gebäudebrände oder Unfälle – hier war die Wehr als eine der ersten im Landkreis, mit hydraulischen Hebe- und Schneidwerkzeugen ausgestattet worden. Besonders in Erinnerung bleibt mir aber bis heute

der Hitzesommer von 1977! Hier mussten wir innerhalb von nur einer Woche zu drei Waldbränden ausrücken. Während die ersten beiden – trotz teilweise langer Wege – relativ gut in den Griff zu bekommen waren, war der Dritte eine echte Herausforderung. Hinter der Burg Liebenzell in Richtung Unterlengenhardt brannte der Wald großflächig. Das größte Problem war die Wasserversorgung. Über zwischengeschaltete Pumpen wurde das Wasser vom mehrere Kilometer entfernten Lengenbachtal hochgepumpt. Die Hitze in dem steilen Gelände war extrem. Wer es selbst noch nicht erlebt hat, kann nicht nachvollziehen, mit welcher Geschwindigkeit das Feuer überspringen und in Sekunden ganze Bäume explosionsartig entzünden kann.

In die Liebenzeller Feuerwehrzeit fiel auch die Zeit, zu der die Feuerwehren mit Funkmeldeempfängern für den Alarmfall ausgerüstet wurden. Während davor noch mit Sirenen, nicht nur die Feuerwehr, sondern der ganze Ort (eher als unerwünschter Nebeneffekt), alarmiert wurde, blieb das Ganze jetzt auf die aktiven Feuerwehrleute begrenzt. Es gab zudem die Möglichkeit, mit sogenannten Schleifen, nur einzelne Trupps zu alarmieren, wenn das Ausmaß überschaubar erschien. Um auch die Pumpen bedienen zu können, habe ich in Calmbach – übrigens auf der anderen Talseite von Oberreichenbach - unter der Leitung von Karl Förschler einen Maschinisten-Lehrgang absolviert.

Für die damalige Zeit war die Liebenzeller Wehr top ausgestattet – der Unterschied zu Allmersbach (über diese Zeit berichte ich beim Kapitel „Allmersbach im Tal“) war schon deutlich. So verfügte Allmersbach noch Jahre später beispielsweise nicht über Hebekissen, mit denen man Fahrzeuge oder Lasten anheben konnte, um darunter liegende Personen zu befreien. Natürlich sind die meisten Wehren heute noch besser ausgestattet, wie ich bei dem von meinem Schwiegersohn Stefan so toll geführten Wehr in Asperg immer wieder mit Erstaunen feststellen kann.

Toll war die Kameradschaft, kannte ich doch viele der Kameraden schon seit vielen Jahren! Neben den Feiern im Gerätehaus, wurden jährlich sehr schöne Ausflüge durchgeführt. Besonders erinnere ich mich an Ausflüge nach München, wo wir unter anderem eine der großen Feuerwachen besichtigten, zum Lüner See (wo sich die mit Lars schwangere Hanne und die mit Sarah schwangere Frau von Axel den Berg hochplagen mussten) oder zum Seealpsee in der Schweiz. Herausgefordert durch die Kommentare der Kameraden, dass man im Seealpsee nicht baden könne, haben Fritz und ich das Gegenteil bewiesen. Wir waren drin, bei 7 Grad (plus!). Es war das kälteste Gewässer in dem ich je gebadet habe.

14. Henkel & Grossé

Weil mein endgültiger Berufswunsch nach der Bundeswehrzeit feststand, galt es die entsprechenden Weichen zu stellen. Bestärkt durch meine sehr guten Erfahrungen mit den Lehrern meiner Berufsschulzeit (besonders hervorzuheben die Herren Nist und K.-H. Binz) sowie meinen positiven Erfahrungen als Übungsleiter, wollte ich Berufsschullehrer werden. Weil ich (s.o.) mittlerweile auf der kaufmännischen Schiene gelandet war, strebte ich das Lehramt an Beruflichen Schulen Kaufmännischer Richtung, wie der Studiengang korrekterweise hieß, an. Dazu war aber ein einjähriges kaufmännisches Praktikum

erforderlich, dass ich vor dem Studium bzw. In den Semesterferien noch zu bewältigen hatte.

Dank des guten Kontaktes meiner Mutter zu ihrer Freundin Käthe Grossé kam ich dann zur Schmuckfabrik Henkel & Grossé. Käthe, eine gebürtige Dresdenerin, hatte den Schmuckfabrikanten Bert Grossé geheiratet. Dieser betrieb zusammen mit seinem Bruder und den Söhnen eine weltweit bekannte Schmuckwarenfabrik, die es heute leider nicht mehr gibt. Zur damaligen Zeit (Mitte der 1970-er-Jahre) operierte Henkel & Grossé weltweit. Es gab Niederlassungen in Paris, New York und Tokio. Produziert wurden sowohl Schmuck aus „Echtgold“ als auch Modeschmuck. Hier besaß Henkel & Grossé die weltweite Lizenz für die Herstellung von Schmuck der Marke Christian Dior.

Der Kundenstamm reichte bis nach Suva auf den Fidschi-Inseln. Auch hier war die Ausbildung vielseitig. So war ich unter anderem in der Buchhaltung, der Mahnabteilung und dem Vertrieb eingesetzt und konnte viel Neues lernen. Sei es, dass man zum Beispiel an manche Juweliere Ware nur liefern durfte, wenn man zeitgleich einen Wechsel (damals noch sehr verbreitet) mit schickte, der den Käufer unmittelbar in die Pflicht nahm oder schon damals die Verhandlungsstrategien ostasiatischer Schmuckeinkäufer mitbekommen habe.

Schön war, dass man mir viel Vertrauen geschenkt hat, vieles eigenständig zu erledigen. Blickt man auf diese Zeit vor dem Hintergrund der aktualisierten Digitalisierung zurück, so erinnert man sich gerne, dass da doch noch viel menschlicher Umgang und Handarbeit war. Es gab zum Beispiel noch keine automatisch raus gehenden Mahnungen, sondern man hat bei jedem Kunden den Hintergrund geprüft und im Einzelfall schon mal das eine oder andere Auge zugeedrückt, wenn es mit den Zahlungen noch etwas dauerte. Vorteilhaft war zudem, dass ich in der „Fundgrube“ der Firma günstig an Modeschmuck aus vorangegangenen Kollektionen gekommen bin, den man günstig erwerben konnte.

15. Studium und Referendariat

Herbst 1975 – Stuttgart, Hegelplatz. In den Räumen des Völkerkundlichen Museums befand sich das Sekretariat der Berufspädagogischen Hochschule Stuttgart. Diese Einrichtung, die es lange in der Form nicht mehr gibt, hatte den Zweck, den Nachwuchs für die Beruflichen Schulen im Kaufmännischen und Nichttechnischen Bereich auszubilden. Das Studium war sehr straff organisiert und auf drei Jahre ausgelegt. Nach erfolgreichem Ablegen der 1. Staatsprüfung schloss sich ein Vorbereitungsdienst (entspricht heute einem Referendariat) an, der sowohl an einer Schule, als auch am Staatlichen Studienseminar in der „Hohe Straße“ in Stuttgart zu absolvieren war. Die Note in der darauf folgenden 2. Staatsprüfung entschied darüber, ob überhaupt und wo man eine Stelle im Schuldienst bekam. Als Studienfächer habe ich BWL als Hauptfach und Geografie als Nebenfach belegt. Dazu kamen Pädagogik, Psychologie und Didaktik als Pflichtfächer, die über mehrere Semester zu belegen waren. Teil des Studiums waren auch vier Semester Rechtswissenschaften und zwei Semester Volkswirtschaftslehre. Unterrichtsort für unsere Fakultät war der Campus der Universität Stuttgart-Hohenheim, auf der Filderebene in Sichtweite des Stuttgarter Flughafens gelegen.

Ein sehr angenehmer Campus, der für mich zudem den Vorteil hatte, dass ich über die Autobahn in 45 Minuten von Liebenzell aus da sein konnte und es damals auch keinerlei Probleme mit einem Parkplatz gab. Die Hauptvorlesungsräume waren im Schloss Hohenheim und seinen Seitenflügeln, sowie in diversen Nebengebäuden, untergebracht. An das Gelände schließt sich der Botanische Garten der Universität an, deren Schwerpunkt, damals sicher noch mehr als heute, auf den Agrarwissenschaften liegt.

Die Universität befand sich im Wachstum; mehrere Gebäude wurden während meiner Studienzeit dort errichtet. Eigentlich für die Bauarbeiter gedacht, aber bei Studierenden beliebt, war die in einer Baracke untergebrachte Gaststätte „Baubude“, in der man nach oder (vor bekannt langweiligen Vorlesungen) das eine oder andere Bier zu sich nehmen konnte.

Eine dieser Vorlesungen war die in Didaktik beim Hagmüller; ohne ein Bier davor war das schwer zu ertragen. Ebenfalls in Didaktik hatten wir für bestimmte Vorlesungen den Professor Bernhard Bonz, der in Bad Liebenzell auf der Halbhöhenlage wohnte. Auf dem Gelände gab es zwei Mensen, die „normale“ für den kleinen Geldbeutel und eine etwas teurere, von uns als „Offizierskasino“ bezeichnete, wo sich hauptsächlich der Lehrkörper stärkte. Ab und zu gingen wir auch dort hin, wenn uns der Speiseplan für das Mensaessen nicht zusagte. In dieser Mensa, der „Speisemeisterei“ befand sich später das Sternrestaurant von Frank Oehler.

Mein Start in das Studium hätte besser nicht sein können: meine erste Klausur in BWL bei Professor Gotthold Liebold wurde mit der Note „sehr gut“ bewertet. Auch sonst lief das Studium gut! So weit ich mich erinnere, musste ich nur einmal einen Schein wiederholen, was aber aus heutiger Sicht weniger an mir, sondern an der Hinterhältigkeit des Dozenten, dessen Namen ich glücklicherweise vergessen habe, gelegen hat. Teilweise waren die Vorlesungen richtig gut – wie bei Professor Kuhnle in BWL. Auch die Rechtsvorlesungen bei Professor Dr. Dr. Wilhelm Schmitz-Massinger waren lehrreich. Im Grunde kann ich bis heute – natürlich ergänzt durch meine jahrzehntelange Unterrichtserfahrung - von diesem Wissen profitieren.

Geographie bei Professor Wach war im Grunde die Kür. Da ich mich schon immer für Geographie interessiere, fiel mir das leicht. Die Gruppe war relativ klein und harmonisch. Im Jahrgang vor uns, hat interessanterweise die spätere Deutsche Weinkönigin und langjährige Baden-Württembergische Staatssekretärin Friedlinde (Frieda) Gurr/später Gurr-Hirsch, bei Professor Wach studiert. Bei Professor Wach habe ich zum Abschluss meine Studienarbeit – entspricht heute einer Bachelorarbeit – geschrieben. Das Thema war hochaktuell und mir quasi „auf den Leib geschnitten“. „Die Umstrukturierung zuvor selbständiger Gemeinden nach einem Gemeindezusammenschluss, aufgezeigt am Beispiel Bad Liebenzell“ war insofern aktuell, als in den Jahren 1970 bis 1974 in Baden-Württemberg eine Gemeindegebietsreform in Baden-Württemberg umgesetzt wurde, bei der die Zahl der selbständigen Gemeinden von etwa 4.000 auf (damals) 1.111 (mittlerweile sind es ein paar weniger) reduziert wurde. Während die Reform in vielen Teilen des Landes auf zum Teil heftigen Widerstand gestoßen ist, lief das Ganze in Bad Liebenzell relativ harmonisch ab, indem die Gemeinden Monakam, Unterhaugstett und Möttlingen (rechts der Nagold), sowie

Beinberg, Unterlengenhardt und Maisenbach-Zainen (links der Nagold) zur Kernstadt kamen. Lediglich in Möttlingen (Bestrebungen nach Weil der Stadt) und Maisenbach-Zainen (Bestrebungen nach Schömberg) gab es bedeutendere Widerstände. Aus meiner emotionalen, aber auch aus wissenschaftlicher Sicht, hat das Ganze ein harmonisches Gebilde ergeben.

Für mich war es interessant, neben den zahlreichen Facetten, die mich mit der Verwaltungsebene in Berührung kommen ließen, auch zahlreiche Entscheidungsträger zu interviewen. Die Arbeit wurde mit „sehr gut“ bewertet; ein Exemplar wurde dem Stadtarchiv Bad Liebenzell zur Verfügung gestellt. Der damalige Bürgermeister Helmut Schiek war voll des Lobes über die Arbeit.

Auch die Prüfungen liefen sehr gut, so dass dem weiteren Berufsweg nichts mehr im Wege stand. Allerdings muss man sagen, dass wir uns zu einer kleinen Gruppe zusammengefunden hatten, die sich gegenseitig und hochprofessionell zu einem guten Abschluss gepusht hat. Dabei kamen wir vier aus unterschiedlichen Welten: Rudi (Nebenfach Mathematik) aus dem Kreis Ludwigsburg hatte ursprünglich eine Lehre bei Eisenwaren Lotter in Ludwigsburg gemacht, Hartmut (Nebenfach Deutsch) aus Leinzell im Ostalbkreis kam aus dem Fachlehrerbereich (u.a. Stenographie) und Bernd (Nebenfach Religion) kam aus Mosbach im Odenwald. Es war aber dieser Gruppengeist und auch das ständige gegenseitige Hinterfragen, der uns allen sehr gute Abschlüsse ermöglicht hat. Leider habe ich den Kontakt zu allen verloren. Lediglich Hartmut, der es wie ich später über das Aufstiegsverfahren in den Höheren Dienst geschafft hat und ebenfalls Abteilungsleiter geworden war, habe ich bei einer Fortbildung beim Regierungspräsidium in Stuttgart später noch mal getroffen.

Nach erfolgreicher 1. Staatsprüfung ging es in den Vorbereitungsdienst! Da ich zu der Zeit bereits mit Hanne verheiratet war und mit ihr in Stuttgart-Weilimdorf in der Deidesheimer Straße 29 gewohnt habe, hatte ich die Befürchtung, dass ich an eine Stuttgarter Schule versetzt würde. Aus unseren Unterrichtsbesuchen im Rahmen des Studiums - wo ich auch ein vierwöchiges Schulpraktikum am Berufsschulzentrum in Calw (mit viel eigenständigem Unterricht, um den ich mich „gerissen“ habe) absolvierte – wusste ich, dass die Ausstattung der dortigen Schulen zur damaligen Zeit nicht die Beste war. Kein Mensch konnte zu der Zeit ahnen, dass ich keine zwei Jahre später dann an die Kaufmännische Schule 1 kam, wo ich 35 Jahre lang wirkte und mich wohl fühlte, wie es besser nicht hätte sein können.

Ich weiß noch, wie Hanne und ich damals in unruhiger Erwartung waren, wo mein künftiger Dienstort sein würde – das war damals kein Wunschkonzert. Man konnte zwar Wünsche angeben, aber welche Schule es wurde, entschied das Oberschulamt. Die Entscheidung fiel für das Kaufmännische Schulzentrum in Böblingen! Damit konnte ich sehr gut leben, zumal ich an eine Schule kam, die für damalige Verhältnisse (es war im Jahr 1978) top ausgestattet war. Auch die Anfahrt von Weilimdorf aus war problemlos. Während dieser Zeit hatte man eine Unterrichtsverpflichtung von – soweit ich mich erinnere – 11 Stunden pro Woche eigenständigem Unterricht.

Parallel dazu mussten Pflichtveranstaltungen am Studienseminar in Stuttgart und in Seminaren vor Ort besucht werden. Mit meinen Mentoren Rapp (BWL) und Renz (Geographie) kam ich gut klar – das Unterrichten selbst war (und ist es bis heute) für mich

überhaupt kein Problem. Schön war, dass es in Böblingen einen Lehrersport gab, der immer am Freitagnachmittag stattfand. Hier traf man einen guten Teil des Kollegiums bis hoch zur Abteilungsleiterenebene und es war schön, dass man mit diesen auf Augenhöhe kommunizieren konnte. Auf Grund der guten Ausstattung konnte man mit (damals) modernen Methoden arbeiten und seinen Unterricht abwechslungsreich gestalten.

Unvergessen im Rahmen der Ausbildung ist Professor Ernst Ott, einer der Wegbereiter der „Methodik des geistigen Arbeitens“, der es geschafft hat im Seminar mit geschlossenen Augen den Satz „man muss den Schüler anschauen, wenn man mit ihm redet“ zu rezitieren!

Zum Ende des Vorbereitungsdienstes ging es dann im Frühsommer 1980 um die sprichwörtliche Wurst. Weil es nicht genügend Lehrerstellen gab, war der Schnitt der Abschlussnoten der Schlüssel für eine volle und unbefristete Stelle, nur einer befristeten Stelle oder gar der „Warteliste“. Nachdem unser Sohn Lars im November 1979 zur Welt gekommen war, lag die Messlatte hoch und ich musste erfolgreich sein. Wieder waren es Hartmut und Rudi, mit denen ich gemeinsam das Seminar in Stuttgart besuchte, mit denen ich mich vorbereitete. Und wieder waren wir erfolgreich in unseren Noten. So war es wieder die Frage, wo mich das Oberschulamt hin versetzen würde. Das konnte innerhalb des Regierungsbezirks Stuttgart von Ellwangen auf der Ostalb bis Heilbronn sein.

Geheiratet haben Hanne und ich am 03. November 1978 standesamtlich in Bad Liebenzell. Standesbeamter war Hartmut Wagner – unsere Trauzeugen waren mein Freund Fritz und Hanne's Cousin Oswald, Realschulleiter in Ellwangen. Vor dem Rathaus hatten die Feuerwehrkameraden einen Schaumteppich gelegt, über den ich Hanne tragen musste.

Die kirchliche Trauung fand in Schwäbisch Gmünd-Hussenhofen, dem Heimatort meiner Schwiegermutter Gertrud statt. Es war fast noch eine „Dorfhochzeit“, mit deutlich über 100 Gästen und der Bewirtung im Hotel „Gelbes Haus“ in Hussenhofen. Besonders in Erinnerung bleibt, dass uns die Freunde vom Prisma-Club, u.a. Michael, dessen Unternehmen 42 Jahre später (!) die Vermessung unseres Baugrundstücks in Oberreichenbach durchgeführt hat, einen Koffervoller Pfennigstücke geschenkt haben.

Es wurde Stuttgart! Und es wurde die Kaufmännische Schule 1 in der Hasenbergstraße 26 (im weiteren Verlauf nur noch KS 1 genannt). Die Schule, an die ich eigentlich nie hin wollte, wurde meine Heimat. Ein Beweis dafür, dass das Universum manchmal doch das Richtige für einen bereit hält. Schon vor der Entscheidung über das „wohin“ haben sich Hanne und ich Gedanken darüber gemacht, wo wir uns dann häuslich niederlassen wollten. Denn das wir ein Haus bauen wollten, stand fest, zumal Hanne's Mutter (mein damaliger Schwiegervater Hermann Tutsch war bereits 1975 verstorben) auf Grund einer Erbschaft über ein kleineres Vermögen verfügte. Dieses sollte sich im Hinblick auf die Finanzierung als hilfreich erweisen. Nachdem mein künftiger Dienstort feststand, habe ich im Atlas einen Kreis im Radius von 20 Kilometern Luftlinie um Stuttgart gezogen und wir haben uns auf die Suche gemacht. Damals gewiss auch nicht einfach – aber nicht ganz so schwierig wie heute.

16. Ein Leben für die KS 1

Nun machte ich mich auf den Weg an die KS 1 – ein alter und ehrwürdiger „Kasten“ mitten im Stuttgarter Westen, im Carreé Rotebühlstraße/ Hasenberstraße/Augustenstraße/ Knospstraße. Die Gebäude aus dem 19. Jahrhundert waren einst der Ursprung der Farbenfabrik Siegle, die später in der BASF aufgegangen ist. Die herrschaftliche Villa des Fabrikanten Knosp ist bis heute ein wesentlicher Teil des Schulkomplexes und gibt mit ihrem Turm das Wahrzeichen der KS 1. In diesem Gebäudeteil befand sich im Raum 245 viele Jahre später und bis zu meinem Eintritt in den gesetzlichen Ruhestand mein Büro, in dem ich etliche Jahre, unterstützt durch meine tollen Kollegen Hans (Reiseverkehrsbereich) – dem Ursula nachfolgte und Thomas (Speditionsbereich) tätig war. Dieser Ort, zur Zeit meines Starts an der KS 1 von den Studiendirektoren Bretz und Pense belegt, schien mir im Sommer des Jahres 1980 völlig unerreichbar.

Im Sekretariat wurde ich freundlich aufgenommen, die Vorzimmerdame des „Herrn Direktor Müller“, wie sie ihn nannte, war mittleren Alters, sehr eigenwillig und zeigte sich stets offenherzig. Was ich damals nicht wusste war, dass sie ein privates Verhältnis mit dem Schulleiter pflegte. Diesen Wissenshintergrund schon von Beginn an zu haben, hätte die eine oder andere „Falle“ vermieden. Kolportiert wurde, dass auch der eine oder andere Kollege ihrem „Charme“ erlegen sei. Ich keinesfalls!

Nachdem ich in das Zimmer von Oberstudiendirektor Harry Müller gebeten worden war, eröffnete mir Herr Müller, dass mein Einsatz in der Bankabteilung bei Herrn Pense (s.o.) vorgesehen sei, was mich schon etwas „schockte“, weil ich mit dem Unterricht in Bankfachklassen bisher noch keine Berührung gehabt hatte. Harry Müller war ein kräftiger und nach seinem äußeren Erscheinungsbild zu urteilen auch lebensfroher Mann.

Er stammte aus der Pfalz, war starker Raucher (Marlboro) und einem guten Tropfen nicht abgeneigt. Gerne erinnere ich mich an eine spätere Anekdote, als wir uns (ich war zu der Zeit bereits Gruppenleiter für die Postberufe) zur Gratulation seines 60. Geburtstages in seinem Büro einfanden: wie im „Film“, griff Harry Müller zu einem Ordner im Schrank und holte eine Flasche besten Cognacs hervor, mit dem die „Führungsriege“ mit ihm anstieß.

So bereitete ich mich dann in den Ferien – eigentlich waren es keine Ferien, weil damals wie auch heute noch, die Referendare vor den Sommerferien entlassen und erst danach wieder eingestellt wurden/dazwischen musste man Arbeitslosengeld beantragen – auf den Unterricht in Bankklassen vor. Allerdings handelte es sich dabei nicht um die klassischen Bankfächer, sondern um Allgemeine BWL.

Meine Vorbereitungen sollten sich aber, wenn doch nicht als unnötig (man lernt ja nie aus), sondern im konkreten Fall als nicht erforderlich erweisen. Als ich mich nämlich unmittelbar vor Beginn des Schuljahres beim Stellvertretenden Schulleiter, Herrn Domhardt meldete, teilte dieser mir mit, dass sich meine Einsatzlage geändert habe. Ein Kollege sei an das Landesinstitut für Erziehung und Unterricht versetzt worden und meine Aufgabe sei es, ihn zu ersetzen. Dafür sollte ich mich unverzüglich in die Außenstelle Talstraße 26 (zwischen Wagenburgtunnel und Gaskessel) begeben um mich beim dortigen Abteilungsleiter, Professor Franz Neider, zu melden.

Wenn es das Universum gut mit mir gemeint hat, so war auch das ein echter Glücksfall! Der entscheidende Vorteil war, dass ich mich nicht „jahrelang“ in der Stundenplanhierarchie hocharbeiten musste, um nicht ungeliebte Fächer (wie zum Beispiel Deutsch – nicht wegen Deutsch an sich, das mochte ich, sondern wegen des hohen Korrekturaufwandes, der mich schon bei der Wahl meiner Studienfächer davon abgehalten hatte, Deutsch als Fach zu wählen) oder einen ungünstigen Stundenplan zu bekommen.

So ich stieg in den Stundenplan und die Fächerkombination eines etablierten Kollegen ein, was mir total entgegenkam. Die Außenstelle Talstraße war im Grunde eine Schule in der Schule und deshalb, wie die damalige Außenstelle in der Staffenbergstraße, notwendig, weil der Platz im Stammhaus zu knapp war, zumal zu der Zeit auch noch die Kaufmännische Schule II (später aufgegangen in der Kaufmännischen Schule Stuttgart Nord) und die Fachschule für Betriebswirtschaft auf dem Gelände untergebracht waren.

Den Kern der Außenstelle bildete die Abteilung Öffentliche Verwaltung mit den Berufsgruppen Verwaltungsfachangestellte bzw. Beamtenanwärter des Mittleren Dienstes, Sozialversicherungsangestellte und Justizfachangestellte. Dazu kamen einzelne Klassen für Versicherungskaufleute. Glücklicherweise diejenigen, die nur in der Talstraße unterrichten mussten, denn etliche der Kolleginnen und Kollegen mussten am Tag pendeln, weil sie sowohl in der Hasenbergstraße, als auch in der Talstraße – manche auch noch in der Staffenbergstraße unterrichten mussten. Mich und eine Reihe anderer Lehrkräfte betraf das glücklicherweise nur in Ausnahmefällen. Über viele Jahre war ich in der Hauptstelle im Grunde nur, wenn Konferenzen meine Anwesenheit erforderten.

Das Lehrerzimmer und der Schreibtisch des Abteilungsleiters befanden sich im selben Raum, was eine recht angenehme Gesprächsatmosphäre schaffte – allerdings fand in den Anfangsjahre noch keine Trennung zwischen Rauchern und Nichtrauchern statt. Die Atmosphäre im Lehrerzimmer war in der Regel entspannt – mit zahlreichen Kolleginnen und Kollegen entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis.

Die Klassen der Öffentlichen Verwaltung, die ich unterrichtete, waren sehr angenehm zu unterrichten, auch wenn die Klassengröße in Einzelfällen schon an die 35 Schülerinnen und Schüler reichte. Überwiegend waren es junge Frauen, die aus Städten und Gemeinden des Regierungsbezirks Stuttgart, Landratsämtern, der Bundeswehrverwaltung, dem Landeswohlfahrtsverband oder der Wasser- und Schifffahrtsverwaltung kamen. Da ich wie bereits erwähnt den Stundenplan meines Vorgängers 1:1 übernommen hatte, unterrichtete ich Allgemeine BWL, Rechnungswesen und Rechtslehre – zunächst BGB-Recht. Später habe ich mich dann in die Bereiche Öffentliches Recht (u.a. Kommunalrecht) und Strafrecht eingearbeitet.

BGB-Recht und Öffentliches Recht habe ich fast die gesamte Zeit meines Schaffens unterrichtet; mir hat das Spaß gemacht. Zu Strafrecht, das eine Zeit lang auf dem Lehrplan für Sozialversicherungsangestellte stand, kam ich, weil eine Lehrkraft ausgefallen war. Mein damaliger Abteilungsleiter Neider drückte mir vor Weihnachten drei Bücher in die Hand und eröffnete mir, dass ich ab dem kommenden Februar Strafrecht unterrichten solle. (Die Schuljahre für den Ausbildungsberuf Sozialversicherungsangestellte waren anders organisiert und entsprachen nahezu dem Kalenderjahr). Nachdem ich den „ersten

Schock“ überwunden hatte, habe ich mich gut in das Thema eingearbeitet und auch für mein künftiges Leben viel gelernt. Der Unterricht hat Spaß gemacht und ich habe es sehr bedauert, als wenige Jahre später Strafrecht aus dem Lehrplan heraus genommen wurde.

Auch hatte die Talstraße den Vorteil, dass ich – da ich nicht in die Innenstadt musste – von Allmersbach aus in der Regel nur 35 Minuten mit dem Auto dorthin gebraucht habe. Auch wenn bei der Wahl unseres Wohnorts ein naher S-Bahn-Anschluss (6 km bis Nellmersbach) eine Rolle gespielt hat, bin ich meistens nur mit der S-Bahn gefahren, solange wir keine zwei Autos hatten bzw. Hanne das Auto brauchte. Die Gesamtfahrzeit mit der S-Bahn betrug im Schnitt glatt das Doppelte, ein Umstand, an dem sich bis heute nur wenig geändert hat. Auch nach 40 Jahren hat sich das Nahverkehrssystem nicht so verbessert, wie es für die Menschen aus dem Umland erträglich und zumutbar sein könnte. Nur Leute, die nicht täglich damit fahren müssen, finden das System toll!

So hatte ich mich in der Talstraße gut eingerichtet – es war alles gut! Die Schule lag am Rande eines Parks; im Erdgeschoss befand sich eine Grundschule, darüber waren die Räume der KS 1- Außenstelle. Mit dem Hausmeister gab es keinerlei Probleme. Herr Mödinger war ruhig und ausgeglichen – in einem Zwinger neben dem Hof hielt er einen Bernhardinerhund, über den wir uns immer amüsierten, weil der (lies nach bei Loriot) „überhaupt nicht sprechen konnte“.

1985 kam dann eine neue Herausforderung auf mich zu, der ich mich gerne gestellt habe. Im Zuge einer Neuordnung der Berufsschulen in Stuttgart, begab es sich, dass die bisher an der Kaufmännischen Schule in Stuttgart-Feuerbach unterrichteten Klassen der (damaligen) Bundespost der KS 1 zugeordnet werden sollten. Ein Aufschrei ging durch das Kollegium, weil diese Klassen nicht den besten Ruf hatten und so anderes waren, als das was man an der KS 1 gewohnt war.

An der KS 1 wurden zu der Zeit Bankkaufleute, Versicherungskaufleute, Reiseverkehrskaufleute, Speditionskaufleute und eben die Verwaltungsberufe ausgebildet. Dazu kamen die Vollzeitschulen Wirtschaftsoberschule und Wirtschaftsaufbauschule, die aber nur einen geringen Teil der zeitweise annähernd 5.000 Schülerinnen und Schüler ausmachten. Ich habe nicht gezögert, die Herausforderung anzunehmen, als ich (erneut von Herrn Neider, der offenbar große Stücke auf mich hielt) gefragt wurde, ob ich das mache. Gab es mir doch die Chance mittelfristig auf der „Karriereleiter“ nach oben zu kommen. Man muss wissen, dass ich auf Grund meiner Studiendauer (sechs Semester) in den Gehobenen Dienst eingruppiert worden war und mich nach sehr erfolgreichen und vorzeitigen Überprüfungen nun Handelsschulrat nennen durfte. Dieser Rang in der Besoldungsgruppe A 13 konnte nur durch ein aufwändiges Aufstiegsverfahren, zu dem es pro Jahr im gesamten Regierungsbezirk insgesamt im Schnitt vier Plätze gab, verbessert werden.

In Bezug auf die Lehrerzuweisung für die Postklassen traf Harry Müller eine kluge Entscheidung! Wenn sich nicht genügend Lehrkräfte melden würden, die in diesen Klassen unterrichten wollten, sollte jede Lehrkraft zumindest ein Schuljahr in diesen Klassen unterrichten müssen. Eine Regel, die im Laufe der Jahre dann nahezu erfüllt wurde; selbst Harry Müller hat dort unterrichtet; „Buchhaltung“, wie er das Fach Buchführung bezeichnete.

Die Klassen selbst waren nicht einfach zu unterrichten – gelang es aber der Lehrkraft das Vertrauen der Schülerinnen und Schüler zu gewinnen, war der Umgang problemlos. Teilweise bestand fast die „Gefahr“, dass versucht wurde einen zu vereinnahmen. Zahlreiche Lehrkräfte hatten vor allem deshalb Schwierigkeiten, weil diese Schülerinnen und Schüler so anders waren, als das was man bisher gewohnt war. Das waren keine guterzogenen Schülerinnen und Schüler aus einem intakten Umfeld, auch von den Ausbildungsberufen her, sondern vor allem junge Burschen, von denen die wenigsten im Gegensatz zu einem großen Teil der restlichen Schülerschaft auch volljährig waren. Ein großer Teil kam dazu aus nicht intakten Familienverhältnissen oder einem unangenehmen Wohnumfeld.

Da konnte es schon sein, dass der Vater und der Bruder eine Haftstraße absitzen mussten und die Mutter dem ältesten Gewerbe der Welt nach ging. Die für die Erziehung verantwortliche Großmutter war womöglich Alkoholikerin.

Dazu kamen Gegensätze innerhalb der Klassen selbst: da der Junge, der aus fester Überzeugung zur Post gegangen ist, entweder weil es sein Traumberuf war oder es eine lange Familientradition gab – dort der Junge oder das Mädchen, die in ihrer von Hindernissen geprägten Schullaufbahn viele Enttäuschungen und Misserfolge erlebt hatten und nur dank der sozialen Verantwortung, welche die Post (als damals noch Behörde) hatte und auch wahrnahm, einen Ausbildungsplatz bekommen hatten. Hinzu kamen Nationalitätenkonflikte, unter anderem als Folge des „Jugoslawienkriegs“, die bewältigt werden mussten, wenn in den Klassen beispielsweise Schüler/-innen aus Bosnien-Herzegowina, Serbien und Kroatien aufeinandertrafen.

Die Streiche waren mitunter derb und man musste die Augen überall haben – eine bedauernswerte Reinigungskraft musste einmal im wahrsten Sinne des Wortes in die Sch... greifen, weil einer der Schüler in einer der Nachmittagspausen seine Notdurft im Papierkorb verrichtet hat.

Neu war auch das Ausbildungskonzept. Erstmals wurde für die früheren „Postjungboten“ ein anerkannter Ausbildungsberuf geschaffen, die Dienstleistungsfachkraft im Postbetrieb. Allerdings wies das Konzept von Anfang an einen „Geburtsfehler“ auf. Der dreijährigen Ausbildung war zuerst ein Berufsgrundbildungsjahr (BGJ) vorgeschaltet, bei dem die Schülerinnen und Schüler im Vollzeitunterricht an der KS 1 unterrichtet wurden und so gut wie keinen Kontakt zum Ausbildungsbetrieb hatten. Von den meisten Schülern wurde als Mangel empfunden, dass man wieder nur die „verhasste“ Schulbank drücken musste und nicht „richtig“ arbeiten konnte.

Das war mit ein Anlass für Disziplinprobleme, weil nicht der Betrieb der Ansprechpartner war, sondern das Elternhaus und (s.o.) der Kontakt dort hin war nicht immer einfach. Dieser Fehler wurde einige Jahre später – auch unter meiner Mitwirkung – mit neuen Lehrplänen und neuer Berufsbezeichnung behoben. Der Beruf wurde zur Fachkraft für Kurier- und Postdienstleistungen (F-KEP) als zweijährige Ausbildung. Die besten Auszubildenden hatten im Anschluss daran die Möglichkeit, nach bestandener Auswahlverfahren sich in einem weiteren Jahr zum KEP-Kaufmann ausbilden zu lassen. Ein völlig unterschätzter Beruf – mit durchweg hervorragenden Absolventen. Ich selbst war in späteren Jahren zweimal

Klassenlehrer von bundesbesten Auszubildenden, die einmal im Jahr im Berliner Hotel „Maritim“ geehrt wurden.

Für meine Unterrichtsverpflichtung bedeutete dies, dass ich schweren Herzens auf einen Teil meines Deputats in den Verwaltungsfachangestellten verzichten musste. Bei den „Postklassen“ habe ich mich dann in das Fach „Spezielle BWL“ eingearbeitet. Hilfreich dafür war neben der Literatur auch der enge Kontakt zur Deutschen Post. Bereits zu Zeiten der „Dienstleistungsfachkräfte“ und noch vor der Umwandlung der Bundespost zur AG hatte sich zu den Ausbildern der Post ein sehr enges und vertrauensvolles Verhältnis entwickelt. Mit den Postkollegen Heinz Friedrich und Harry Kunze war ich über viele Jahre zusammen Mitglied von zahlreichen Prüfungsausschüssen und Aufgabenauswahlgremien.

Besonders in Erinnerung bleiben mir die jährlichen Landesfachausschuss-Sitzungen zur Erstellung von landeseinheitlichen Abschlussprüfungen für die Postberufe im Auftrag der Koordinierungsstelle des Kultusministeriums Baden-Württemberg. Zu Zeiten der „Dienstleistungsfachkräfte“ mussten jeweils vier Aufgabensätze (Allgemeine BWL, Spezielle BWL, Buchführung, Kaufmännisches Rechnen) für vier Prüfungstermine erstellt werden – also 16 Aufgabensätze.

Die Aufgabenvorschläge kamen von den vom Kultusministerium beauftragten Schulen und von Ausbildern der Post. Aufgabe des Landesfachausschusses war es, diese Aufgaben zu sichten, auszuwählen und zu sinnvollen Paketen zusammen zu stellen. Dazu traf sich der Landesfachausschuss zu der Zeit immer für zwei Tage nach dem Buß- und Betttag (damals noch ein gesetzlicher Feiertag) in einem Ausbildungszentrum der Telekom in Böblingen. Der Ausschuss bestand aus acht Personen, vier Lehrkräften (je einer pro Regierungsbezirk) und vier Vertretern der Post. Weil nicht alle vorgeschlagenen Aufgaben den Anforderungen entsprachen, war es oft erforderlich diese zu verändern, zu erweitern oder gar neu zu erstellen. Das bedeutete harte Arbeit. Normalerweise wurde von 8.00 Uhr bis ca. 19.30 Uhr, nur von einer kurzen Pause unterbrochen, gearbeitet.

Der Donnerstagabend verlief nach einem traditionellen Ritus. Nach getaner Arbeit ging es zuerst zum schwäbischen Essen in den „Ochsen“ in Böblingen (heute leider abgerissen) und danach in die „Sonne“, einem jugoslawischen Restaurant. Bereits vor meiner Mitwirkung im Ausschuss hatten die beiden aus Mosbach kommenden Kollegen eingeführt, dass dort zum Essen eine Schale Knoblauch extra gereicht wurde. Der Wirt wusste das immer noch vom Jahr zuvor, so dass der Knoblauch ohne Aufforderung gereicht wurde. Die Wirkung dieser Knoblauchorgie war die, dass sich am folgenden Morgen kein Außenstehender mehr in den Tagungsraum wagte. Der damalige Leiter der Koordinierungsstelle beim Kultusministerium nutzte denn auch gerne die Möglichkeit zwischendurch andere Termine wahrzunehmen. Da die Wirkung über den ganzen Tag angehalten hat, war die häusliche Rückkehr (zumindest beim ersten Mal) erklärungsbedürftig.

Die Teilnehmer der Runde waren „echte Typen“, von denen ich, ganz besonders von Heinz Friedrich, viel lernen konnte. Von der Postseite kamen u.a. Heinz, Manfred (Amtsleiter in Mosbach), Robert (Amtsleiter in Rottweil) und Harry (Ausbilder der Post) – von schulischer Seite Erhard aus Sulz am Neckar, Peter aus Ulm, Adolf aus Mosbach und ich. Adolf war neben Heinz der „Antreiber“; beide mit hoher Fachkompetenz ausgestattet. Adolf hat später

ein wichtiges Standardwerk für den Unterricht in Postklassen heraus gebracht. Heinz war als Betriebsratsvorsitzender freigestellt und war ein Gewerkschaftler von echtem „Schrot und Korn“. Seit dieser Zeit habe ich keinen Menschen mehr wie diesen lebensfrohen gebürtigen Oberpfälzer getroffen, der sich mit so viel Energie für die Belegschaft und ganz besonders die Auszubildenden eingesetzt hat. Unsere Kooperation war eng – oft haben wir auf dem „kleinen Dienstweg“ Lösungen zum Wohl der Auszubildenden gefunden, die sonst an bürokratischen Hemmnissen gescheitert wären.

Lehrgänge in Schulungszentren der Post, unter anderem in Herford, ergänzten das Wissen.

Neu für mich war auch das Pendeln zwischen der Hauptstelle in der Hasenbergstraße und der Außenstelle in der Talstraße.

Als die Umstellung von der „Dienstleistungsfachkraft“ zu den KEP-Berufen heranstand, war erneut meine Kompetenz gefragt. Nachdem ich bereits seit 1985 im Landesfachausschuss beim Kultusministerium und in verschiedenen Prüfungsausschüssen der Oberpostdirektion Stuttgart (als zuständige Stelle nach dem Berufsbildungsgesetz, da es sich noch nicht um einen IHK-Beruf gehandelt hat) tätig war, wurde ich in die Bundesrahmen-Lehrplankommissionen für die Ausbildungsberufe KEP-Fachkraft, KEP-Kaufmann und Servicefahrer berufen. Federführend war das Bundesinstitut für Berufsbildung. Die Sitzungen fanden zunächst in Bonn statt; es folgten Sitzungen unter anderem am Berufsschulzentrum in der Luisenstraße in München und am Beruflichen Schulzentrum in Pirna/Sachsen. Erstmals gehörten diesen Gremien nicht nur Lehrkräfte an Beruflichen Schulen und Vertreter/-innen der Deutschen Post an, sondern es waren auch Vertreter von mittelständischen Unternehmen dabei, weil in dem künftigen Beruf nach der Liberalisierung des Postmarktes auch mittelständische oder globale Betriebe (z.B. UPS) hier ausbilden würden. Geleitet wurden die Sitzungen vom damaligen Vorsitzenden des Bundesverbandes der KEP-Unternehmen, Rudolf Pfeiffer.

In hartem Ringen gelang es uns, meiner Meinung nach, gute Lehrpläne zu entwickeln. Stolz bin ich darauf, dass es mir insbesondere gelungen ist durchzusetzen, dass sich die drei Lehrpläne in vielen Bereichen überschneiden, so dass (meine Überlegungen waren auch auf die praktische Umsetzbarkeit gerichtet) es möglich wurde, an kleineren Standorten oder bei geringeren Ausbildungszahlen die Klassen der drei Berufe weitgehend gemeinsam zu beschulen. Die praktische Erfahrung hat gezeigt, dass dies richtig war, weil besonders im Ausbildungsberuf Servicefahrer die Zahl der Auszubildenden sehr gering war.

Neben meinem Unterricht in den Verwaltungsklassen, den ich zu der Zeit nicht aufgeben wollte, weil mir das sehr am Herzen lag und ich sehr gute Kontakte zu den Ausbildern, insbesondere der Ausbildungsleitung der Landeshauptstadt Stuttgart pflegte, gefiel mir die Aufgabe als Fachgruppenleiter, auch wenn es immer wieder eine Herausforderung war – sowohl was die eingesetzten Lehrkräfte, als auch den Umgang mit der Schülerschaft betraf.

Auch war ich für den Ausbildungsberuf Verwaltungsfachangestellte (r) in zahlreichen Ausschüssen tätig: Prüfungsausschüsse für das Regierungspräsidium Karlsruhe (für dieser Berufe die zuständige Stelle nach dem Berufsbildungsgesetz – analog zur IHK) und Mitwirkung im sogenannten „Verwaltenden Prüfungsausschuss“, der die Aufgaben für die

Abschlussprüfungen beschloss. Diese Sitzungen fanden immer am RP in Karlsruhe statt, während ich für meine Prüfertätigkeit nicht nur in den Räumen des Stuttgarter Rathauses agierte, sondern auch bei Prüfungen im tollen Ratssaal des Tübinger Rathauses, in Balingen oder Heidenheim eingesetzt war. Zeitweise war ich Mitglied eines Ausschusses bei der Wehrbereichsverwaltung. In dem Rahmen nahm ich an einem mehrtägigen Seminar in Oberammergau teil.

Mit Einführung der KEP-Berufe hat sich auch die Schülerschaft etwas „normalisiert“, auch weil es sich um durchaus interessante und abwechslungsreiche Berufe handelt. Dadurch, dass sich die Schülerschaft in den anderen Fachbereichen eher in Richtung „schwieriger“ entwickelt hat, waren die Unterschiede gar nicht mehr so groß – es gab zahlreiche Lehrkräfte, die bewusst nur in den KEP-Klassen unterrichten wollten.

Mit der Einführung des Ausbildungsberufs Sport- und Fitnesskaufmann, an dessen Entstehung ich ebenfalls mitgewirkt habe, da ich auf Grund meines sportlichen Hintergrunds vom damaligen Schulleiter damit beauftragt worden war, das am Anfang mit anzuschieben, kam eine neue Schülerklientel hinzu. Diese war sehr heterogen und reichte von jungen Frauen, die wegen ihres angestrebten Schönheitsideals regelmäßig ins Fitnessstudio gingen, über Auszubildende von Sportfachverbänden bis hin zu aktiven Profisportlern. So war der spätere Bundesligatorhüter Sven Ullreich (VfB Stuttgart, Bayern München, Hamburger SV) zwei Jahre lang einer meiner Schüler. Zeitweise war ich auch für den Ausbildungsberuf Sport- und Fitnesskaufmann Mitglied des Landesfachausschusses beim Kultusministerium und eines Prüfungsausschusses bei der IHK Stuttgart.

Für die KEP-Berufe wurde nach der Neuordnung ebenfalls die IHK zuständige Stelle nach dem Berufsbildungsgesetz. Bis zu meinem Ruhestand war ich dabei Mitglied von Prüfungsausschüssen der IHK Stuttgart (zuständige Kammer Waiblingen) und der IHK in Esslingen. Hinzu kam später dann noch die Prüfertätigkeit für die IHK Nordschwarzwald mit Sitz in Pforzheim für den Ausbildungsberuf Speditionskaufmann/-kauffrau. Hier fanden die Sitzungen in Pforzheim oder Nagold statt. Auch hier ergaben sich schöne Begegnungen, gerade mit Geschäftsführern namhafter Logistikunternehmen.

Aber das war noch nicht alles: auch wenn es aus eigener Sicht schwer ist, das selbst darzustellen, kann man schon feststellen, dass ich sehr gut organisieren kann. Dies – natürlich immer auch vor dem Hintergrund, dass ich mir den Aufstieg in den Höheren Dienst fest vorgenommen hatte – führte dazu, dass ich mich, auch vor unangenehmen Aufgaben, nie gedrückt habe. Auch auf mein Wort konnte und kann man sich verlassen!

Festzuhalten aber ist: immer – auch bei allen meinen anderen Aktivitäten wurde ich gefragt, ob ich das Amt oder die Tätigkeit übernehmen möchte – das Amt ist stets „zu mir gekommen“.

So war ich viele Jahre sowohl für die Inventarisierung mobiler Anlagegegenstände an der KS 1 verantwortlich – was bei hunderten von Tischen, Stühlen, PC, Projektoren u.a.m. zeitweise schon recht aufwändig war.

Nachdem Jürgen Schaffner auf Herrn Domhardt als stellvertretender Schulleiter gefolgt war, wurde ich von diesem beauftragt, die jährliche amtliche Schülerstatistik zu erstellen. Diese

Aufgabe erstreckte sich von Juli, wenn die Daten vom RP überspielt wurden über die Kurzstatistik, die zwei Wochen nach Schuljahresbeginn verschickt werden musste bis in den November, wenn die komplette Statistik fertig sein musste. Die Digitalisierung war noch nicht so weit vorangeschritten, so mussten sowohl DV-Listen (mit Hilfe eines dBase-Programms) und Papierlisten geliefert werden.

Auf Grund meiner Erfahrungen in der Freiwilligen Feuerwehr war ich zudem für ein paar Jahre auch Sicherheitsbeauftragter der KS 1 und Multiplikator für Sicherheitsbeauftragte an Stuttgarter Berufsschulen.

Aber das Ganze hat sich ausgezahlt! Nachdem sich meine Schulleiter Harry Müller und danach dessen Nachfolger Dieter Rühle sehr für mich eingesetzt haben, konnte in den Höheren Dienst aufsteigen. Dies setzte voraus, dass man sehr gute Unterrichtsbeurteilungen bei Besuchen durch den Schulleiter und durch externe, vom RP entsandte, Prüfer nachweisen konnte. Mitentscheidend war aber ein darauf folgendes Gespräch beim Regierungspräsidium, damals noch Oberschulamts.

Nun konnte ich mich Studienrat nennen („... hat den Kopf voll Draht...“). Ich war zwar noch immer in der Besoldungsgruppe A 13 eingestuft, aber mit einer kleinen Zulage für den Höheren Dienst, dem ich nun angehörte. Voraussetzung für den Aufstieg war auch, dass man das 40. Lebensjahr vollendet hatte. Auf Grund meiner vielfältigen Tätigkeiten war es eine logische Konsequenz, dass ich dann Anfang der Zweitausenderjahre zum Oberstudienrat (A 14) befördert wurde – ein Ziel, das ich mir nach Abschluss des Studiums nie hatte vorstellen können. Schlüssel zum Erfolg waren aber sicher nicht nur das erfolgreiche schulische Wirken, sondern auch meine vielfältigen Erfahrungen im Ehrenamt: Schülertrainer, Leichtathletiktrainer, Abteilungsleiter, Vereins- und Kreisvorsitzender, Feuerwehrmann – jede dieser Tätigkeiten hat Erfahrungen generiert, die vielen Protagonisten fehlt und die in der Retrospektive ein Erfahrungsschatz waren und sind, die ein „über den Tellerrand“ hinausgehendes Denken und Wirken ermöglichen.

Längst war die Außenstelle in der Talstraße aufgegeben – das Unterrichtsgeschehen fand am Stammhaus und in einer nahegelegenen neuen Außenstelle statt. Mittlerweile unterrichtete ich nach wie vor in den Klassen der Öffentlichen Verwaltung, hauptsächlich BGB-Recht und Öffentliches Recht, dazu in den KEP-Klassen Spezielle BWL und Rechnungswesen, sowie zeitweise Sport- und Fitnesswirtschaft in den Klassen der Sport- und Fitnesskaufleute.

Glücklicherweise hatte sich dazu immer wieder die Gelegenheit ergeben, dass ich endlich auch mein studiertes Nebenfach Geografie entweder in den Reiseverkehrsklassen bzw. in den Speditionsfachklassen unterrichten konnte. Der Unterricht in einer der Reiseverkehrsklassen führte mich dann auf eine abenteuerliche Reise nach Istanbul. Und das kam so: eine der laut Lehrplan vorgesehenen Aufgaben der Reiseverkehrsklassen war und ist es, eine Gruppenreise für die gesamte Klasse zu organisieren, wobei sich die Klasse über das jeweilige Ziel verständigen muss. Die Dauer der Reise beträgt drei bis fünf Tage. Nun hatte sich eine Klasse für eine Flugreise nach Istanbul entschieden – der Klassenlehrer jedoch (ein überzeugter Bahnreisender) wollte nicht mitfliegen. So wurde ich auserkoren, die Klasse zu begleiten. Organisatorische Aufgaben hatte ich – außer der Überwachung – keine. Zum

Glück waren bis auf eine Schülerin alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer volljährig, so dass die Sache mit der Aufsichtspflicht überschaubar war.

Los ging es ab Stuttgart mit einer relativ neuen Boeing 737 der „Turkisch Airlines“, die auch planmäßig zur Startbahn rollte und mit dem Beschleunigen begann. Gefühlt unmittelbar vor dem Abheben, bremste der Pilot die Maschine aber wieder voll ab und rollte zurück zum Vorfeld. Keiner wusste was passiert war. Wenig beruhigend war der folgende Reparaturvorgang, weil ein Monteur sich mit einem Hammer an dem Triebwerk zu schaffen machte. Nach etwa einer Stunde schien die Sache wieder in Ordnung zu sein. Dennoch unternahm der Pilot noch zahlreiche Beschleunigungsversuche auf dem Vorfeld und die Maschine musste noch mal aufgetankt werden, bevor sie in Richtung Orient abhob.

Untergebracht waren wir in einem relativ neuen, wenn auch noch nicht ganz fertig gestellten Hotel in der Nähe des Bahnhofs Sirkeci – einst Endpunkt des berühmten Orient-Express. Von dort wurden dann Ausflüge und Lerngänge unternommen, da es eine der Aufgabe für die Schülerinnen und Schüler war, verschiedene Hotels zu besichtigen.

So ging es in Gruppen los – jede so groß, damit ein Taxi besetzt werden konnte. Die Gruppe mit der ich unterwegs war, konnte drei tolle Hotels in Augenschein nehmen: das Hyatt Regency, das Swiss Hotel „The Bosphorus“ und das berühmte „Ciragan Palace“ direkt am Bosphorus (hier hat später unter anderem einer der Söhne von Helmut Kohl seine Hochzeit gefeiert). Weitere Ausflüge führten uns zur Hagia Sofia (das eindrucksvollste Gebäude in dem ich je war), zur Sultan Ahmet-Moschee, zum Topkapi-Palast und zur durch einen James Bond Film bekannten Yerebatan-Zisterne. Weil just zu der Zeit der damalige US-Präsident Bill Clinton auf Staatsbesuch in der Türkei weilte und seine „Damen“ ein Besuchsprogramm absolvierten, ist uns auf dem Weg zur Zisterne die Tochter Chelsea Clinton über den Weg gelaufen. Natürlich durfte ein Besuch im Großen Basar nicht fehlen – darüber wie man sich in dem Labyrinth zurecht (und vor allem wieder heraus) findet, hatte ich mich vorher informiert. Interessant die Fahrt mit der Straßenbahn durch das „Tünel“, hoch zur Einkaufsstraße Istiklal Caddesi und weiter zum Taksim-Platz.

Mit dem Schiff ging es über den Bosphorus in den asiatischen Teil – schon eine andere Welt! Dass mir ein Schafhirte ausgerechnet die einzige nicht volljährige Schülerin (blondgelockt) abkaufen wollte, ist eine Randnotiz wert – ich habe abgelehnt!

Eine eindrucksvolle Reise, mit vielen bleibenden Eindrücken und einer tollen Gruppe. Wir sind glücklich zurück gekommen – 23 Frauen im besten Alter und nur vier Jungs in der Klasse (darunter ein türkischstämmiger Schüler, dessen Sprachkompetenz von großem Vorteil war) wieder unbeschadet zurück zu bringen, war schon eine Herausforderung. Bis heute habe ich noch Kontakt zu zwei der damaligen Teilnehmer – Bernd hat danach ein Lehramtsstudium begonnen und ist seit etlichen Jahren als Lehrer an der KS 1 tätig – Anja ist Büroleiterin bei einem großen Reisebüro.

Meine Aufgaben füllten mich aus und ich konnte alles zur besten Zufriedenheit aller Beteiligten erledigen, was sich objektiv aus meinen Beurteilungen herauslesen lässt. Auch habe ich so gut wie nie gefehlt, was aber sicher ein absoluter Glücksfall war – nach meiner

Erinnerung habe ich während meines ganzen Berufslebens insgesamt (!) nur sechs Wochen gefehlt, davon nie länger als drei Tage am Stück.

Zu spät gekommen bin ich in während der Zeit beim SEL nie, in der Berufsschule nur einmal (nach dem olympischen 800 m -Lauf in Mexiko City, bei dem der Kornwestheimer Walter Adams, den ich später noch persönlich kennen lernen durfte, Vierter wurde) und an der KS 1 nur zweimal wegen unvorhersehbarer Verkehrsstörungen. Das erste Mal war am 14. Dezember 1981. Hier wurde in den frühen Morgenstunden unsere Tochter Britta geboren.

Nachdem wir in der Nacht mit der in den Wehen liegenden Hanne im Schneesturm und gut 20 Zentimeter Neuschnee auf der nicht gebahnten Straße gut im Backnanger Krankenhaus angekommen waren, kam Britta gesund und munter auf die Welt. In den frühen Morgenstunden bin ich dann nach kurzem Umweg über Allmersbach direkt in die Schule gefahren (oder hatte das zumindest vor). Obwohl ich schon gegen sechs Uhr losgefahren bin (Unterrichtsbeginn war 8.00 Uhr) habe ich schon beim Einbiegen auf die B 14 bei Waldrems erkannt, dass das mit „pünktlich“ nichts wird. Schneefall, wie ich ihn seit dem Tag – jedenfalls nicht bei uns – nicht mehr erlebt habe, brachte den Verkehr zum Erliegen.

Man hatte das Gefühl, dass es immer nur dann ein Stück weiter ging, wenn irgendwo im fernen Cannstatt (wo man damals noch durch musste) eine Ampel auf „grün“ sprang. So kam ich dann nach ca. vier Stunden Fahrt gegen 10 Uhr in der Talstraße an; peinlich, aber es war an dem Tag nicht zu ändern.

Dennoch blieb Zeit für Aktivitäten – in der Nachbetrachtung heute noch ein Rätsel, wie ich das alles (gut) unter „einen Hut“ bringen konnte: Feuerwehr, Leichtathletik und Familie. Leider, auch das muss ich eingestehen, ist die Familie dabei zu kurz gekommen. Zu meiner „Entschuldigung“ möchte ich anführen, dass ich nie der klassische Familienmensch war. Das hängt auch damit zusammen, dass wir durch den Beruf meines Vater einfach ein anderes (keineswegs schlechteres) Familienleben hatten und ich zudem seit meiner Kindheit immer irgendwie „unterwegs“ war.

Mit dem Eintritt meines ersten Abteilungsleiters Franz Neider in den Ruhestand traten für mich Veränderungen ein. Während Franz Neider mir bei meinen Aktivitäten relativ viel Spielraum gelassen hatte und ich zu der Zeit auch an den regelmäßigen Abteilungsleitersitzungen teilnehmen konnte, änderte sich das unter seiner Nachfolgerin. Zwar saßen wir uns dann im gemeinsamen Büro im Raum H 245 (dem Büro, das mir bei meinem Eintritt in die KS 1 im Jahre 1980 als zu erreichen noch unmöglich schien) gegenüber, das Verhältnis war aber nie so ganz entspannt, wie es unter Neider war. Ich hatte immer das Gefühl mehr kontrolliert zu werden und musste bei wichtigen Entscheidungen immer Rücksprache nehmen. Dennoch ist in dieser Zeit die Beförderung nach A 14 gelungen, weil auch der Schulleiter Rühle das sehr gefördert hat.

Es kam die Zeit zu der die „alte Garde“ der Abteilungsleiter in den Ruhestand trat: Wiltraud Rieder (Bank), Dieter Strobel (Spedition) und Renate Stoll (Reiseverkehr und Öffentliche Verwaltung) traten nach und nach „von der Bühne“ ab. Gerhard Reck wurde nach Dieter Strobel für ein Jahr mein zuständiger Abteilungsleiter. Mit ihm bin ich, wie mit den früheren Kolleginnen und Kollegen aus dem Fachbereich „Reiseverkehr“ in der nach ihm benannten

Gruppe der „Weinfreunde Reck“ noch immer verbunden. Von Hans, Ursula, Gerhard oder mir organisierte Wochenendfahrten führten uns – im Jahr 2020 leider das erste Mal nicht – in tolle Weinregionen mit gutem Wein, seien es das Elsass, die Pfalz oder Weinfranken. Die Diskussionen der beiden „Oberexperten“ Gerhard und Hans waren so lehrreich wie unterhaltsam. Dass die beiden „Nicht-Weintrinker“ Roland und der leider früh verstorbene Bene einem Winzer in Gimmeldingen die gesamten Biervorräte wegtranken, sei am Rande vermerkt.

Durch den Wegfall einer Abteilungsleiterstelle musste die Führungsstruktur an der KS 1 neu geordnet werden. Ohne auf die näheren Einzelheiten der Umstrukturierung einzugehen, lief es darauf hinaus, dass mir vom Schulleiter angeboten wurde, mich um die Abteilungsleiterstelle des Fachbereichs Spedition, KEP und Reiseverkehr zu bewerben. In allen Bereichen verfügte ich über Unterrichtserfahrung – an der Organisations- und Führungserfahrung gab es ohnehin keine Zweifel.

Zu einem meiner Prinzipien gehört, dass ich so oft es geht versuche, die sogenannte „Drei-Minuten-Regel“ anzuwenden, nach der man Dinge, die sich innerhalb von drei Minuten erledigen lassen, sofort in Angriff nimmt.

Auch den Schulsekretärinnen, mit denen allen ich stets vertrauensvoll und kooperativ zusammengearbeitet habe, versuchte ich dieses Prinzip nahe zu bringen – durchaus mit gutem Erfolg, wie sei mir berichteten!

Aber die Hürden der Beurteilungen mussten auch zuerst überwunden werden. Da die Stelle logischerweise öffentlich ausgeschrieben wurde, bestand natürlich auch die „Gefahr“ anderer Bewerber. Dennoch ging ich optimistisch in das Verfahren: Unterrichtsbesuche intern und extern, dazu die Beurteilung des Organisationsgeschicks und der Zusammenarbeit mit Verwaltung und Kollegium. Mit das entscheidendste Kriterium aber war das Fachgespräch am Regierungspräsidium/Oberschulamt, damals noch in der Breitscheidstraße angesiedelt. Das Gespräch dauerte annähernd eine Stunde – die Fragen betrafen umfassend alle Facetten des schulischen Alltags. Das Ergebnis war sehr gut und offenbar so überzeugend, dass ich zum Schuljahresbeginn 2007/2008 zunächst als Abteilungsleiter eingeführt wurde und nach der obligatorischen Wartezeit von einem Jahr dann zum Studiendirektor ernannt wurde. Begleitet wurde der Prozess durch mehrere Führungstagungen an den Landesakademien Comburg und Esslingen.

Ich war am Ziel meiner Träume! Zu Beginn meines Eintritts in die KS 1 war es mir unvorstellbar gewesen, eine solche Position zu erreichen, auch wenn ich mir schon vorstellen konnte, den „alten Neider“ mal zu beerben. Praktisch schien mir das aber aussichtslos. Nach Neiders Pensionierung trat zunächst Renate Stoll an seine Stelle, bevor die Abteilung Öffentliche Verwaltung von meiner lieben Kollegin Dorothea übernommen wurde. Einmal auf dem Stuhl von Hans Wagner (bei meinem Eintritt Abteilungsleiter Spedition und „Hans Dampf in allen Gassen der KS 1) oder von Renate Stoll (damals Reisverkehr mit viel mehr Klassen als heute) zu sitzen, erschien mir Jahre zuvor unvorstellbar.

Zwar hatte mein Pädagogikprofessor in Hohenheim, Heinrich Schanz, uns immer mit dem Spruch „Wandel und A 13“ motiviert, wobei er das mit dem Wandel in der Berufswelt schon gut vorhergesehen hat – das mit den „A 13“ hat er wohl eher als Anfangs- und Endstation interpretiert. Aber es war geschafft und ich empfand es auch als Lohn meiner nahezu drei Jahrzehnte lang geleisteter guter Arbeit. Aber die Herausforderungen waren groß. Eine Abteilung mit drei Fachbereichen, zwischen 600 und 1000 Schülerinnen und Schülern in einem Kollegium mit über 100 Lehrkräften (davon waren mir im Schnitt immer zwischen 20 und 30 zugeordnet) zu leiten, war kein Selbstläufer – aber das war die Herausforderung. Es war das, was ich gerne machte und wofür ich „brannte“.

Es bedeutete aber auch, dass ich meine ehrenamtlichen Tätigkeiten deutlich reduzieren musste!

Nachdem ich bereits im Jahre 2001 (im Alter von 50 Jahren) freiwillig aus dem Feuerwehrdienst ausgeschieden war, musste ich nun in der Leichtathletik reduzieren. Meinen Feuerwehrdienst habe ich hauptsächlich deshalb beendet, weil ab Ende der 1990-er-Jahre meine Athleten im Laufbereich so erfolgreich waren, dass eine fast tägliche Betreuung mit bundesweiten Reisen an Wochenenden die Folge waren. Vor diesem Hintergrund war eine zuverlässige Alarmbereitschaft nach meinem Empfinden für die Feuerwehrkameraden nicht mehr zumutbar, so dass ich mich schweren Herzens entschlossen habe, das zu beenden.

Bei der LG hatte es sich bereits abgezeichnet, dass sich nach den Erfolgen vor und um die Jahrtausendwende Lücken auftaten, was aber auch damit zusammenhing, dass ich ab 2003 sporadisch und ab 2004 vollständig in Donzdorf gewohnt habe. Das tägliche „Dreieck“: Wohnen in Donzdorf – Arbeiten in Stuttgart – Trainingsabende in Weissach im Tal mit jeweils ca. 150 km pro Tag war auf Dauer selbst mir zu aufwändig, zumal der Aufwand immer weniger in einem Verhältnis zum einem Erfolg stand.

Die Arbeit als Abteilungsleiter machte Spaß und füllte mich aus. Meine zu haltenden Unterrichtsstunden wurden weniger, der Organisationsaufwand höher, auch weil Gespräche mit den Betrieben und häufigere Organisationssitzungen dazu kamen. Parallel wurden auch die Schulen eigenständiger: es kamen externe Qualitätsaudits dazu, Handbücher und ein Leitbild mussten entwickelt, sowie ein Verhaltenskodex entworfen werden. Bei allem war ich dabei!

Dazu in unregelmäßigen Abständen die Inventarisierungen: da konnte es schon sein, dass an die hundert neue PC zu erfassen und zuzuordnen waren. Auch die Schulstatistik war immer eine Herausforderung, die ich in Abstimmung mit dem stellvertretenden Schulleiter Schaffner und anschließend mit seinem Nachfolger Uwe Peleikis erfasste und weiterleitete. Das sogenannte Dierolf-Programm, beruhte noch auf „dBase“, was seit der Einführung der Benutzeroberflächen auf den Geräten immer ein hohe Konzentration erforderte. Dazu kamen Papierlisten für das statistische Landesamt. Die Daten mussten händisch übertragen werden. Wenn es in Einzelfällen vorkam, dass man sich bei der Übertragung um eine Zahl verschrieben hatte, konnte es vorkommen, dass im Februar (Abgabe war immer im Herbst davor) das Statistische Landesamt anrief und wissen wollte, warum in der Quersumme ein Schüler zu viel oder zu wenig stand. (Als ob man da nicht selbst darauf kommen kann!).

Nach dem Wechsel in der Schulleitung von Dieter Rühle auf Franz Scheuermann fanden regelmäßige wöchentliche Sitzungen von Schulleiter, stellvertretendem Schulleiter und Abteilungsleitungen statt. Eine angenehme und (meist) harmonische Runde! Auch eine jährliche Klausurtagung dieses Gremiums wurde eingerichtet. Immer in der vorletzten Sommerferienwoche traf man sich im „Forum Hohenwart“ bei Pforzheim, um die Richtlinien und Rahmenbedingungen für das kommende Schuljahr zu besprechen. Klar stellen muss man an der Stelle auch, dass es sich bei den vermeintlichen Ferien im Grunde immer um unterrichtsfreie Zeit handelte, weil nicht nur ich, sondern auch zahlreichen Kolleginnen und Kollegen diese Zeit für Vor- und Nachbereitungen genutzt haben. Früher wie heute, bleibt es eine Tatsache, dass sich ein Unterricht um so stressfreier gestalten lässt, je besser die Vorbereitung darauf ist. Oft fielen auch die Zeiten für Prüfungskorrekturen (an der KS 1 gingen zu meiner Zeit in jedem Schulhalbjahr zwischen 800 und 1400 Schülerinnen und Schüler in die schriftlichen Abschlussprüfungen) in die unterrichtsfreie Zeit.

Für uns Abteilungsleiter waren die Sommerferien ohnehin immer kurz. Sofern möglich, mussten die Deputate für die Lehrkräfte, mit deren Verteilung in der Regel schon im Februar begonnen wurde, festgezurrert werden, damit die Kolleginnen und Kollegen Planungssicherheit hatten. Die Klassen mussten gebildet und zugeteilt werden. Das war insofern nicht so einfach, als die Berufsschulen zum einen verpflichtet sind, jeden Schüler, der in ihren Zuständigkeitsbereich gehört, aufnehmen zu müssen – auf der anderen Seite aber auch die Betriebe bis in den Oktober hinein Auszubildende einstellten. Die Planung war daher immer mit Unsicherheit behaftet, zumal auch die Mindest- und Höchstgröße der Klassen, sowie der Klassenteiler berücksichtigt werden mussten.

Und – die Schule wurde international. Mit der zunehmend gestatteten Eigenständigkeit wurde auch die Möglichkeit geschaffen, sich an internationalen Projekten zu beteiligen, die über den reinen Austausch hinausgingen. Dabei stand meine Abteilung aus naheliegenden Gründen (Reiseverkehr, Logistik) im Mittelpunkt. Richtig los ging es dabei mit der Anfrage eines Bildungsträgers aus Finnland.

Das Bildungsinstitut TAKK (Tampere Adult Education Center) hatte über die Landesakademie in Esslingen – wo ich u.a. an zahlreichen Schulungen teilgenommen habe bzw. Kurse gegeben habe – nach einem Partner im Bereich Logistik angefragt. So landete die Anfrage bei mir auf dem Tisch. Nun muss man wissen, dass es sich dabei um ein von der Europäischen Union gefördertes Projekt handelte. Für die Genehmigung derartiger Projekte muss aber der Antrag stets am letzten Freitag im Februar, 12.00 Uhr Brüsseler Zeit bei der Nationalen Agentur Bildung für Europa beim Bundesinstitut für Berufsbildung in Bonn (im weiteren Verlauf nur noch „NA“) eingegangen sein.

Die Anfrage kam in den Faschingsferien und ich hatte drei Tage Zeit, unseren Antrag zu stellen. Obwohl ohne Erfahrung in der Bearbeitung eines solchen Antrags (eine Art „ELSTER-Formular“), nur länger und bei vielen Anträgen auf Englisch, ist es mir offenbar gelungen, das Ganze fehlerfrei zu formulieren und abzusenden. Parallel dazu, war ein sogenanntes „Auslandsteam“ aufgebaut worden, dem Uwe Peleikis, Thomas Bartel und Patrick Wagner angehörten und das in meiner Speditionsabteilung angesiedelt war. Wir alle waren sehr erfreut, als der Antrag genehmigt wurde und wir ein Projektteam mit TAKK in Tampere,

sowie Bildungsträgern in Baden bei Wien und Valencia in Spanien bildeten. Das Projekt nannte sich „Teamlog“ und befasste sich mit der Ausbildung im Bereich Logistik. Unsere erste Reise führte uns nach Tampere in Finnland und das im Dezember! Glücklicherweise gab es zu der Zeit eine direkte Flugverbindung zwischen Stuttgart und Helsinki, auch wenn es dann am Ende doch nicht so direkt wurde.

Da ich zum Glück die Flüge für Uwe, Thomas, Patrick und mich über unsere Reisebüro in Donzdorf gebucht hatte, erhielt ich am Vorabend die Information, dass unser Flug ausfallen würde, weil das Kabinenpersonal bei „FINNAIR“ streiken würde. Es gäbe aber eine Alternative – nur müssten wir früher los. So flogen wir morgens um 6.00 Uhr ab Stuttgart nach Kopenhagen, um dann nach Helsinki umzusteigen. Auf dem netten Flughafen (für mich nach wie vor einer der angenehmsten Europas) von Helsinki sind wir dann bei etwa 30 Grad minus gelandet – die Umgebung war schneebedeckt. Letzteres ein großer Vorteil, weil es die lange Dunkelheit, es war nur etwa zwischen 9.30 Uhr morgens und 15.30 Uhr am Nachmittag wirklich einigermaßen hell, abmilderte. Von Helsinki ging es im Linienbus weiter nach Tampere, wo wir dann am späten Nachmittag ankamen und von Ville Kulmakorpi, einem Lehrgangleiter von TAKK, mit dem ich seit diesen Tagen freundschaftlich verbunden bin, empfangen wurden. Ville brachte uns zum Hotel Kauppi, am Rande der Stadt. Die Treffen fanden im TAKK-Bildungszentrum statt und gaben uns sehr gute Einblicke in das berufliche Bildungssystem Finnlands; vieles wird besser gemacht als bei uns und wir konnten gute Anregungen mitnehmen. Daneben standen Betriebsbesichtigungen und das Kennenlernen der finnischen Kultur auf dem Programm.

Besonders ein organisierter Saunaabend hat uns gelehrt, dass alles was uns in Deutschland unter „Finnischer Sauna“ verkauft wird, vor Ort schon etwas anders abläuft. Mit Kleinbussen wurden die Teilnehmer zu einer Blockhütte am Rande eines zugefrorenen Sees (Temperatur s.o.) gefahren, wo die finnischen Gastgeberinnen bereits ein zünftiges Abendessen vorbereitet hatten. Ville trug mit einem Karton finnischem Dosenbier („KARHU“) zum Gelingen des Abends bei.

Nachdem die Damen (Paivi, Mervi und Annu aus Tampere/Eva und Sonja aus Valencia) zuerst sauniert hatten, waren wir Männer (Ville aus Tampere, Salva aus Valencia, Helmut und Gary aus Baden, sowie Patrick, Thomas, Uwe und ich) an der Reihe. Von wegen „kein Schweiß auf's Holz...“. Laut deutschen Saunaregeln quasi Pflicht, diene dort als Unterlage jeweils ein „Kleenex-Tuch“. Das Handtuch war für das Schweißabwischen gedacht, weil es in der Sauna nicht nur fröhlich, sondern auch feucht zuging. Nicht nur durch die Bierdosen, die uns Ville in die Hand gedrückt hatte – man musste schnell trinken, weil das Bier warm und die Dosen heiß wurden – sondern auch, weil es eine finnische Angewohnheit ist, ständig und nach Gutdünken die Flüssigkeit aus dem Aufgussbehälter im Raum zu verteilen. Den Abschluss bildete das zünftige Mahl und – wir befanden uns in der Heimat des Weihnachtsmanns – dem Erscheinen desselben, in Gestalt von Ville.

Interessant war dann auch die Rückreise. Nachdem ich über einen Kontakt zu unserem Reisebüro erfahren hatte, dass unser geplanter Flug der erste sein würde, der nach dem Streik wieder in die Lüfte ging, machten wir uns – diesmal mit der Bahn – auf den Weg nach Helsinki. Schwierig war der Kauf der Tickets am Automaten, weil alles nur auf Finnisch zu

lesen war und mir außer den Worten (Kuola = Schule, Aptheki – fast wie bei uns und Kioski = etwas größer als bei uns) keine finnischen Wörter geläufig waren. Bei heftigstem (!) Schneefall aber ohne jede Verspätung erreichten wir Helsinki. Um sicher zu gehen, ob der Flug auch wirklich geht (wegen des heftigen Schneefalls), erkundigte ich mich Stadtbüro der Airline. Der junge Mann am Schalter muss wohl gedacht haben, warum ich „so blöd frage“ – für ihn stand völlig außer Frage, dass das „bisschen“ Schnee kein Hindernis sei. Er sollte recht behalten!

Weil wir bis zur Abfahrt des Transferbusses zum Flughafen noch Zeit hatten, konnten wir ein paar schöne Stunden im verschneiten Helsinki verbringen und einiges von der Stadt besichtigen. Die Fahrt zum Flughafen verlief unspektakulär, sieht man von dem mürrisch dreinblickenden Fahrer ab, der aber mit stoischer Ruhe den Bus durch die mit gut 20 cm Schnee bedeckten Straßen lenkte und pünktlich (!) am Flughafen eintraf. Unser Flug ging ebenfalls pünktlich, obwohl wir wegen des Schneefalls nur bis zum Vorfeld blicken konnten, wo die Gepäckkarren im wahrsten Sinne des Wortes durch den Schnee hoppelten. Interessant war dann der Rückflug: weil eben erst der Streik zu Ende gegangen war, saßen nur sechs Personen in der Maschine, einer „Embraer 190“ mit knapp 100 Sitzplätzen – wir vier, zwei uns nicht bekannte Personen und vier Personen Kabinenpersonal + natürlich die beiden Piloten. Das Personal wenig beschäftigt war, wurden wir mit Essen und Getränken geradezu überhäuft – ein sehr angenehmer Flug!

Tampere haben Sabine und ich dann ein paar Jahre später im Rahmen unserer Finnlandrundreise besucht – dieses Mal im Sommer, wo es im Grunde nur zwischen 01.00 Uhr nachts und 04.00 Uhr morgens wirklich dunkel war. Dabei haben wir auch Ville und Paivi, die 2010 – 2012 Projektleiterin von „Teamlog“ war, getroffen. Im Rahmen dieser Reise wurden wir zudem von Ville zu seiner Familie nach Hause eingeladen, konnten die tolle Gastfreundschaft genießen und die viel über die finnische Kultur erfahren. Von Helsinki aus sind wir einmal mit der Fähre nach Tallinn zu einem Tagesausflug gereist. Eine schöne und noch sehr ursprüngliche historische Stadt – leider von den zahlreichen Kreuzfahrttouristen über Gebühr „in Beschlag“ genommen – ein Umstand, der uns auch in Helsinki (vor lauter Kreuzfahrttouristen haben wir die „Felsenkirche“ fast nicht gefunden) und Petersburg (wo wir die Warteschlangen vor Eremitage, Peterhof und Katharinenpalast aber dank unserer tollen Reiseleiterin Natalia Bulakova sehr gut „umschiffen“ konnten) gestört hat.

Wie bei EU-Partnerschaftstreffen üblich, waren die Finnen, Spanier und Österreicher auch zu Gast an der KS 1. Wir selbst waren im Rahmen dieses Projekts dann zu Gast in Valencia und in Baden bei Wien. An Valencia erinnern mich die tolle Innenstadt mit der Stierkampfarena, genau gegenüber unseres Hotels, das ehemalige EXPO-Gelände und die tollen Strände. Im Rahmen des Besuchs ergab sich auch die Gelegenheit, dass wir uns im Stadion das Spiel in der UEFA-Champions-League zwischen dem FC Valencia und dem FC Chelsea live anschauen konnten.

Auch das Team um Salva und Eva Mira funktionierte gut – mit großer Trauer mussten wir nur wenige Monate nach Ende des Projekts erfahren, dass unser Freund Salva plötzlich an einem Schlaganfall verstorben ist. Unerwartet, weil er erst Mitte dreißig und aktiver Kanusportler war. Nach Baden sind wir mit meinem Audi A 3 gefahren. Untergebracht waren wir im

Schlosshotel Weikersdorf bei Baden, umgeben von einem großem Park. Die Gastfreundschaft war sehr gut, auch wenn wir uns schon etwas darüber gewundert haben, dass es die Österreicher – zumindest zur damaligen Zeit – mit der Nichtraucherschutzverordnung in den Lokalen nicht so genau genommen haben.

Höhepunkt der Baden-Reise war die Besichtigung des Logistikzentrums von Billa, der österreichischen Tochter von REWE, in Wiener-Neustadt. Nie zuvor oder danach habe ich ein Logistikzentrum wie dort gesehen, welches alle Facetten der Logistik abgebildet hat: von der Bahnanlieferung bis zur Verteilung per LKW/von der manuellen bis zur vollautomatischen Kommissionierung – es gab alles zu sehen.

Weil in die Zeit unseres Besuchs auch mein Geburtstag am 20. Januar fiel, war es eine tolle Geste von Helmut und seinem Team, dass es beim Abendessen extra einen Geburtstagskuchen für mich gab.

Weitere EU-Projekte folgten.

Die Reisen führten mich u.a. nach Paris und Barcelona. Von einer Reise nach Paris kamen Uwe und ich nur mit gewaltiger Verspätung zurück. Nachdem wir zwei Tage voller Konzentration in einem Berufsschulzentrum getagt hatten – Vorträge alle in französischer Sprache - entschlossen wir uns, für die Rückfahrt statt dem TGV den späteren ICE, der über Mannheim fuhr, zu nehmen, weil wir unbedingt noch ein bisschen „Pariser Luft“ mit einem Bistrosbesuch genießen wollten. Soweit so gut. Wir erreichten auch pünktlich gegen 21.00 Uhr Mannheim, um zu erfahren, dass der Anschlusszug nach Stuttgart bereits mehrere Stunden Verspätung habe. Nach einem Essen (gespendet per Gutschein von der Deutschen Bahn) fiel uns auf, dass an einem „Help-Desk“ Taxigutscheine für die Fahrt nach Stuttgart verteilt wurden. Immer vier Personen (ob bekannt oder unbekannt) wurden in ein Taxi gepackt, das dann in Richtung Stuttgart abfuhr. Da unser Taxifahrer aber offenbar weder Überlandfahren, noch die Fahrt im Regen gewohnt war, hat es „ewig gedauert“ bis wir endlich in Stuttgart ankamen.

Vor Corona war ich regelmäßig zu Gast beim Deutsch-Französischen Berufsbildungstag in Paris – eine hochinteressante und stets hochkarätig besetzte Veranstaltung, die im jährlichen Wechsel einmal an der Universität Sorbonne und einmal in der Zentrale von ALLIANZ-France im Viertel La Defense stattfindet. Weil es zwischen Stuttgart und Paris die praktische TGV-Verbindung gibt, klappt die Reise an einem Tag: hin mit dem TGV morgens kurz vor sieben Uhr - zurück kurz vor 18 Uhr, jeweils ab/bis Stuttgart Hauptbahnhof – eine feine Sache!

Barcelona war und ist ein Schwerpunkt der Auslandsaktivitäten der KS 1. Auf Grund der guten Beziehungen von Uwe Peleikis in die Hauptstadt Kataloniens, hat sich hier ein reger Austausch entwickelt. Die FEDA (früher ASET), eine von zwei im Ausland befindlichen deutschsprachigen Berufsschulen mit Niederlassungen in Barcelona und Madrid ist Partnerschule der KS 1. Gemeinsam wird ein internationaler Ausbildungsgang angeboten, im Rahmen dessen deutsche Auszubildende im Ausbildungsberuf Kaufmann/Kauffrau für Spedition und Logistikdienstleistungen mehrere Monate ihrer Ausbildung in Spanien absolvieren können – sowohl theoretisch im Blockunterricht an der FEDA (unweit der

Kathedrale „Sagrada Familia“) und in Betrieben, bei denen es sich entweder um eigene Niederlassungen handelt (z.B. Kühne & Nagel oder RHENUS) oder um von der KS 1 vermittelte Partnerbetriebe. Auch wenn das Gros der Besuche durch das Auslandsteam absolviert wurde, so hat es mich doch, zum Teil im Rahmen hochkarätiger Delegationsreisen, mehrmals nach Barcelona geführt. Sei es im Rahmen des Baden-Württemberg-Tages im internationalen Kongresszentrum am Hafen (Teilnehmer u.a. der damalige Landeswirtschaftsminister Niels Schmid) oder im Rahmen des Abschlusses eines Kooperationsvertrags. Auf dieser Reise waren u.a. der Geschäftsführer des Verbandes Spedition und Logistik Baden-Württemberg, Andrea (Andi) Marongiu und der Chefredakteur der Fachzeitschrift Trans-Aktuell, Matthias Rathmann (ehemaliger Schüler der KS 1) dabei. Beiden bin ich seit der Zeit freundschaftlich verbunden.

An eine der Barcelona-Reisen erinnere ich besonders gern, weil die richtig spannend war. Das Auslandsteam der KS 1 war einen Tag vorher angereist und hatte den Aufenthalt vorbereitet. Mein damaliger Chef, Franz Scheuermann, und ich folgten tags darauf. Nach unserer Ankunft stand ein abendliches Fußballspiel im Stadion Camp Nou auf dem Programm: FC Barcelona gegen Paris St. Germain in der Champions-League. Weil der Flieger Verspätung hatte, wurde der Terminplan etwas eng. Zum Glück waren der Chef und ich in der ersten Reihe gebucht und hatten nur Handgepäck dabei. So konnten wir die Maschine, kaum dass diese zum Stillstand gekommen war, verlassen und zum nächstbesten Taxi eilen. An der „Plaza Cathedral“ stiegen wir aus und wurden von den „Jungs“ in Empfang genommen. Thomas und Patrick schnappten sich unser Gepäck, um dieses zum Hotel zu bringen; sie wollten mit der Straßenbahn zum Stadion kommen.

Uwe, Franz und ich sprangen wieder in ein Taxi, das uns zum Stadion bringen sollte. Auf Grund des starken Verkehrs zog sich das Ganze aber. Dennoch sind alle noch rechtzeitig zum Spiel im Stadion gewesen und sahen einen Sieg des FC Barcelona. Der sich anschließende Abend gab ein Bild des lebensfrohen Katalonien bei Nacht. Vom Niederlassungsleiter „RHENUS-Spanien“ zum Essen eingeladen, mussten wir – es ging auf 24 Uhr zu - noch etliche Minuten warten, bis wir auf Grund des Andrangs platziert werden konnten. Das folgende, sehr gute, Abendessen (hier träfe eher der Begriff „Nachtessen“ zu), zog sich dann bis etwa zwei Uhr morgens.

Ein Erlebnis auch die Fischrestaurants, die Diskos in Strandnähe, oder die abendlichen „Absacker“ in einer der Tapas-Bars. Hier konnten wir von Uwe's toller Orts- und Sprachkenntnis profitieren.

Bis heute bin ich Teil des Partnerschaftsprogramms der KS 1 mit der St. Helens Chamber Business School in St. Helens vor den Toren Liverpools. St. Helens ist die älteste Partnerstadt Stuttgarts, nachdem in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg der damalige Oberbürgermeister von St. Helens, Walter Banks, bei einem Besuch in Stuttgart über das Ausmaß der Zerstörungen so betroffen war, dass er – aus der „Glasstadt“ St. Helens kommend - Fensterglas für zahlreiche Stuttgarter Häuser spendete.

So wird diese Partnerschaft auch von der Stadt Stuttgart begrüßt und ideell gefördert. Bis auf das aktuelle Corona-Jahr habe ich in den vergangenen Jahren stets einen einwöchigen Besuch einer Schülergruppe aus St. Helens in Stuttgart organisiert. Dabei standen neben

dem Besuch an der KS 1 auch Betriebsbesichtigungen und ein Kulturprogramm auf der Agenda.

Über die Jahre hinweg hat sich ein gutes Vertrauensverhältnis zur Kammerpräsidentin Kath Boullen, mit der wir uns im Rahmen einer Großbritannienreise auch privat getroffen haben und ihrem Team entwickelt.

An meinen Besuch in St. Helens erinnere ich mich deshalb gut, weil genau zu Zeitpunkt des WM-Endspiels von 2014 dort eintraf. Nach einem sehr angenehmen Flug von Stuttgart nach Birmingham (in einer Hochdecker-Propellermaschine, so dass man bei dem guten Wetter eine tolle Sicht hatte, habe ich in Birmingham einen Mietwagen übernommen und bin weiter – bei nahezu menschenleeren Straßen – nach St. Helens gefahren. Rechtzeitig zur Verlängerung war ich im Hotel und konnte so das Siegtor und den Erfolg Deutschlands live erleben. Die Engländer waren faire Sportsleute und haben mir am anderen morgen beim Besuch der Kammer überschwänglich gratuliert, obwohl Mario Götze das Siegtor geschossen hatte und nicht ich. Dass ich bei einem WM-Sieg der Deutschen Mannschaft nicht – zumindest live vor dem Fernsehapparat – dabei war, war kein Einzelfall. 1954 war ich noch zu klein und einen Fernsehapparat besaß so gut wie keiner und 1974 musste ich Abends in die Kaserne zurück. 1990 konnte ich dann „live“ sehen.

Auch wenn mich Franz Scheuermann mehrmals überreden wollte, dass ich über den gesetzlichen Ruhestand hinaus noch um zwei weitere Jahre verlängern sollte, habe ich seinem Wunsch nicht entsprochen, auch wenn ich lange darüber nachgedacht habe. Ich fand es einfach an der Zeit und wollte auch nicht „am Amt kleben“, zumal sich durch meine Entscheidung eine günstige Konstellation ergab, die es ermöglichte, meinen „Wunschnachfolger“ ins Amt zu bringen, was auch dann gelungen ist.

Dass ich nicht alles falsch gemacht haben kann, zeigt ein Zitat, das ich von meinen Kolleginnen und Kollegen aus dem Fachbereich Reiseverkehr zum Abschied bekam: „... wir danken Dir für die Jahre, in denen Du so ein souverän kompetenter, effizienter und doch stets freundlich zugewandter Chef warst...“ . In der Tat war die Zusammenarbeit – sieht man von wenigen Ausnahmen ab – stets hervorragend und von gegenseitigem Vertrauen geprägt- Ganz besonders habe ich dabei meinen mir zur Seite stehenden Fachgruppenleitern Thomas (Spedition) und Hans, nach seinem Ruhestand zwei Jahre vor mir, Ursula, (Reiseverkehr) zu danken. Sie haben mir viel abgenommen, auch weil sie Experten in ihren jeweiligen Bereichen waren.

Nach nunmehr gut fünf Jahren im Ruhestand, bin ich der KS 1 noch immer sehr verbunden, sei es als langjähriges Mitglied des Fördervereins, der nach wie vor aktiven Mitwirkung bei EU-Projekten oder über private Verbundenheit. Das soll auch so lange es mir möglich ist, so bleiben!

Im Rahmen meiner Tätigkeit als Abteilungsleiter habe ich bei einer Veranstaltung des Verbands Spedition und Logistik Baden-Württemberg (VSL), Prof. Dr. Dirk Hartel kennen gelernt; er ist Leiter des Studiengangs Dienstleistungsmanagement an der Dualen Hochschule (DHBW) in der Paulinenstraße. Nachdem schon von Anfang ein großes Interesse an einer Zusammenarbeit bestanden hat, ergab es sich erst mit meinem Eintritt in den

Ruhestand, dass ich Kurse an der DHBW unterrichte. Seit dieser Zeit unterrichte ich, in der Regel im Wintersemester, vier Kurse in „BWL“ bzw. in „Kernelemente der internen Wertschöpfungskette. Das macht mir großen Spaß, auch wenn mir im Wintersemester 20/21 der direkte Kontakt zu den Studierenden schon sehr gefehlt hat. Nur 15% meiner Vorlesungszeit konnte ich am Anfang in Präsenz unterrichten (die DHBW hat alles getan, um den Hygienevorschriften zu genügen), der Rest lief online mit Hilfe von „Zoom-Konferenzen“.

17. Allmersbach im Tal

Es wurde Allmersbach im Tal! Baugrundstücke in der Region sind knapp und je näher man an Stuttgart heranrückt um so teurer und knapper wird das Ganze. Das war vor 40 Jahren nicht anders als heute. So war die Sache alles andere als einfach. Zwar wohnten wir in der Deidesheimer Straße 29 in Stuttgart-Weilimdorf ganz gut – die Straßenbahnhaltestelle war nur wenige Minuten entfernt und die Felder – damals noch – direkt hinter dem nächsten Block. Hanne war, nachdem sie ihre Ausbildung im Kurhotel Mitteltal abgeschlossen hatte, zur Zentrale von Hetzel-Reisen gewechselt und arbeitete in der Kronprinzenstraße.

Nach einem kurzen Intermezzo in Bad Cannstatt hatte sie eine Zwei-Zimmer-Dachwohnung in der Deidesheimer Straße 29 bezogen, die wir nach unserer Hochzeit 1978 gegen eine Drei-Zimmer-Wohnung im Erdgeschoss „tauschten“. Für sie war die Lage insofern praktisch, als sie später von Hetzel zu Haushahn in Feuerbach wechselte, was nur wenige Minuten entfernt liegt.

Nach der Geburt von Lars wollten wir uns aber in Richtung Umland orientieren, zumal die Stadtluft dem Lars nicht so gut getan hat. Neben den Informationen in der Zeitung – Internet gab es damals noch nicht – fuhr ich mit dem Motorrad die Gegend ab, auf der Suche nach neu erschlossenen Baugebieten.

Eines Tages, bei einer Ausfahrt in Richtung Schwäbischer Wald, kam ich durch den mir bis dahin noch unbekanntem Ort Allmersbach im Tal. Der Ort war im Zuge der Gemeindegebietsreform in Baden-Württemberg Anfang der 1970-er-Jahre aus dem Zusammenschluss von Heutensbach und Allmersbach entstanden. Die dazwischen liegenden Flächen – überwiegend auf Gemarkung Heutensbach gelegen – sollten im Laufe der Jahre/Jahrzehnte bebaut werden, um die Gemeinden zusammen wachsen zu lassen. Im neu entstehenden Baugebiet Glasäcker (I) entdeckte ich das Bauschild der Firma ALLBAU zum Bau von sieben Reihenhäusern in Massivbauweise. Das Angebot sprach uns an, zumal die Lage auf dem Hügel einen ordentlichen Eindruck machte. Bebauung gab es damals nur in südlicher Richtung. Der Verkauf erfolgte über die Raiffeisenbank Weissacher Tal. Auf Anfrage wurde mir empfohlen, mich an die Hauptniederlassung in Weissach im Tal-Cottenweiler (leider inzwischen abgerissen, weil die „RAIBA“ von der Volksbank Welzheim übernommen wurde) zu wenden – Herr Wilhelm Stark wäre der Ansprechpartner. Herr Stark erwies sich, wie der Geschäftsführer von ALLBAU, Herr Maag, als kompetenter Partner – vergleicht man die Abwicklung mit dem Aufwand, den wir bei unserem aktuellen Bauvorhaben betreiben

müssen, mit der von damals, so hat sich doch vieles zum Schlechteren verändert. Gebaut hat die Häuser die Firma Freund & Karl aus Berglen-Oppelsbohm.

Weil von den sieben projektierten Häusern – alle in Ziegelbauweise – die beiden Eckhäuser und das zweite Haus von oben bereits verkauft waren, entschieden wir uns für das dritte Haus von oben, dem Haydnweg 6, weil man hier eine Aussicht zwischen zwei bereits bestehenden Gebäuden hatte. Die Häuser Nr. 2 (Familie Steiner), Nr. 4 (Herr Bürkle mit seiner zu der Zeit bereits gesundheitlich angeschlagenen Mutter, unsere Nr. 6 und die Nummer 14 (Herr und Frau Brunner, zu der Zeit bereits betagt) waren rasch verkauft und wurden schnell gebaut. So konnten wir zum 13. Juli 1981 einziehen, während die Gebäude Nr. 8 (Familie Buchner), Nr. 10 (Familie Stäbler) und Nr. 12 (Familie Benning) erst ein bis zwei Jahre später gebaut wurden.

Die Finanzierung hatten wir gut schultern können, weil es neben Geldern der Landeskreditbank, auch ein Bauträgerdarlehen gab. Auf Grund einer Erbschaft konnte meine Schwiegermutter, Gertrud Tutsch, einen guten Teil beisteuern und die Finanzierung über die Raiffeisenbank war gut für die damalige Zeit. Dazu kam ein Bauträgerdarlehen.

Allmersbach, ein Dorf mit damals ungefähr 4.000 Einwohnern, das nicht direkt an der S-Bahn-Linie Stuttgart-Backnang liegt, die just zu der Zeit in Betrieb genommen worden war, liegt, sondern etwa 6 km von den nächsten Bahnhöfen (Maubach oder Nellmersbach) entfernt. Es gab zu der Zeit – außer einer weiterführenden Schule eigentlich alles. Die Grundschule war nur fünf Gehminuten entfernt, zum Kindergarten in Heutensbach fuhr ein Kleinbus; es gab einen Zahnarzt und eine Arztpraxis fußläufig zu erreichen. Zum Einkaufen gab es in Allmersbach den Spar-Krautter, den Edeka-Pavan und in Heutensbach ebenfalls einen kleinen Edeka-Laden. Mit dem Auto waren die Supermärkte in Backnang oder Unterweissach gut zu erreichen – beim Getränke Kugler in Unterweissach gab es sogar „Liebenzeller Sprudel“.

Als weiterführende Schulen gab es das „Max-Born-Gymnasium“ in Backnang oder das wenige Jahre zuvor in Betrieb genommene Bildungszentrum Weissacher Tal. Das war aber für den damaligen Moment noch nicht aktuell.

Da ich den Dachausbau selbst vorgenommen habe (Isolierung mit Glasfaser und darauf Nut- und Federbretter) wuchs Lars quasi mit der Baustelle auf und lernte früh geschickt mit einem Hammer zu hantieren. Britta wurde dann im Dezember geboren (s.o.) und Ameli folgte 1984. Nachdem Lars noch in der alten Landesfrauenklinik in Stuttgart auf die Welt kam – an dem Tag war ich gerade im Studienseminar in der Hohe Straße – habe dieses aber flugs verlassen, um zu Hanne in die Klinik zu fahren. Bei der Geburt war ich – wie bei Britta und Ameli – dabei, sind Britta und Ameli in Backnang geboren. Bei Ameli waren wir nur zur Geburt im Backnanger Krankenhaus. Nachdem das am frühen Morgen abgeschlossen war, haben wir die Kleine in eine Tragetasche gepackt und sind mit einem Umweg über die Bäckerei Scheffler in Allmersbach, um Brezeln zu kaufen, zum Frühstück wieder im Haydnweg gewesen. Wie es der Zufall wollte, war just an dem Tage meine Mutter auf Besuch bei uns und konnte so auf Lars und Britta aufpassen.

Das Leben in Allmersbach verlief in geordneten Bahnen und die Kinder wuchsen in angenehmer Umgebung auf. Mit der Familie Buchner, der Tochter Britta (Jahrgang 1976) und dem später geborenen Jens haben wir und die Kinder nette Nachbarn in Nr. 8 bekommen – mit der Familie Dietz, die um 1985 in die Doppelhaushälfte am südlichen Ende unseres Grundstücks eingezogen war, kamen weitere angenehme und liebe Menschen in unser Umfeld. Leider sind Walter und Inge Dietz früh verstorben – die Kinder Friederike und Philipp leben irgendwo in Deutschland.

Dadurch dass das Wohnviertel im Aufbau war, gab es viele Kinder und ein relativ homogenes Umfeld. In die Schule fuhr ich entweder mit dem Auto – noch während der Schwangerschaft mit Britta, hatten wir den Opel Kadett D, der meinem Opel Ascona beziehungsweise dem Golf I von Hanne gefolgt gegen einen VW-Passat eingetauscht - sofern Hanne dieses nicht benötigte oder mit der S-Bahn. Über die aufwändigen Fahrten habe ich schon berichtet – auch bin ich, obwohl schon seit der Lehrzeit her die Fahrten mit der Bahn gewohnt (auch liebe ich Modelleisenbahnen und besitze zahlreiche Märklin-Lokomotiven und Waggons) – nicht für den ÖPNV geschaffen. Zu unpünktlich, zu aufwändig, zu lange – dazu unangenehme Gerüche und ein erhöhtes Ansteckungsrisiko in der kalten Jahreszeit (ja, sowas gab es auch schon vor Corona!).

Da ich mich im Grunde noch in der Starphase meiner beruflichen Laufbahn befand, war viel Neues vorzubereiten, so dass ich für Hobbies im Grunde wenig Zeit hatte. Auch die Anlage des Gartens und andere häusliche Arbeiten erforderten Zeit. So habe ich zunächst beziehungsweise in späteren Jahren, den Kunststoffbelag im Erdgeschoss durch Fliesen ersetzt, neue Türen eingebaut, den Hof neu gepflastert und ein Gartenhaus für die Geräte und ein Spielhaus für die Kinder gebaut.

Die Kinder wuchsen heran und entwickelten sich gut – auch die schulischen Leistungen waren gut, so dass es alle drei auf's Gymnasium schafften und diesen Zug am Bildungszentrum Weissacher Tal (BIZE) besuchten und mit dem Abitur abschlossen.

Später war ich wegen meiner Sportaktivitäten fast täglich auf dem Gelände und entwickelte ein gutes Verhältnis vor allem zum Hausmeister Franz und der Schulleitung – auch wenn deren Entscheidungen nicht immer meinen Vorstellungen entsprachen, sowohl in Bezug auf die Befreiung meiner Athleten für Wettkämpfe oder Lehrgänge als auch in der „Disziplinierung“ nicht ganz so kompetenter Lehrkräfte, was vor allem auf die „Mathematikfraktion“ zutraf. Selbst ein bekannter Deutscher Schauspieler (ehemaliger Schüler des BIZE, der die selbe Mathematiklehrerin wie unsere Kinder hatte) hat darunter gelitten und dies in einer Fernsehsendung sogar öffentlich gemacht. Aber Lars, Britta und Ameli gingen einen erfolgreichen Weg, obwohl ich aus heutiger Sicht zu wenig für sie da war.

Meine Feuerwehrzeit in Liebenzell hatte sich durch unseren Umzug nach Stuttgart erledigt und mein Sportengagement war nach meiner Bundeswehrzeit zu Ende gegangen; die ganzen Aktivitäten ließen wenig Training zu, auch wenn ich regelmäßig in Böblingen und solange es das gab, auch an der KS 1 im Lehrersport war. Über einen Studienkollegen aus Unterweissach, Jo, kam ich zu einer Gruppe, die sich immer am Sonntagvormittag zum Fußballspielen in Hohnweiler traf.

Nun war in der Backnanger Kreiszeitung zu lesen (die, was erwähnt werden muss, immer sehr positiv über die LG und unsere Veranstaltungen berichtet hat), dass die Freiwillige Feuerwehr in Allmersbach im Tal einen neuen Kommandanten bekommen habe und zudem für das neu hinzugekommene Tanklöschfahrzeug TLF 16 Magirus noch zusätzliche Fahrer mit Führerschein Klasse „2“ (dem damaligen LKW-Führerschein) gesucht würden. Weil ich schon in Liebenzell mit dem gleichen Fahrzeug unterwegs gewesen war (den Führerschein hatte ich seit der Bundeswehrzeit) habe ich mich gemeldet und wurde freundlich aufgenommen. Bis zu meinem Ausscheiden im Jahr 2001 war ich dann gut 17 Jahre bei der Wehr in Allmersbach, viele Jahre auch – wie in Liebenzell – als Mitglied im Feuerwehrausschuss.

Die Unterbringung der Allmersbacher Wehr war, vorsichtig ausgedrückt, eine Zumutung! Während es in Bad Liebenzell ein modernes und funktionales Gebäude gab, waren die Fahrzeuge der Allmersbach Wehr (1 LF 8, Opel Blitz, Baujahr 1964 und das TLF 16) in einem Schuppen in der Ortsmitte untergebracht. Das Stabilste an dem Schuppen war das Metalltor – es gab nur eines. In dem geschätzt nur sechs Meter breiten Gebäude mussten beide Fahrzeuge nebeneinander untergebracht werden, was viel Aufmerksamkeit beim Rückwärts einfahren erforderte. Der Abstand zwischen Wand und Fahrzeugen betrug auf Höhe der Spiegel „0“ Zentimeter – der Gang zwischen den Fahrzeugen war keinen Meter breit. Dahinter standen die Spinde mit der Einsatzkleidung – voll den Abgasen der startenden Fahrzeuge ausgesetzt. Dies ganz besonders im Winter. Weil es Anfangs noch keine Druckluftversorgung im Gebäude gab, hat es immer ein paar Minuten gedauert, bis das TLF ausfahren konnte, weil erst Druckluft aufgebaut werden mussten.

Nach einem Intermezzo im Gebäude einer ehemaligen Erdölpumpstation – am Rande von Allmersbach verläuft eine Ölpipeline, die Öl von Triest nach Karlsruhe befördert - wo es zumindest einen Aufenthaltsraum und Platz für die Kleiderkammer gab, ohne dass sich an der Stellplatzsituation der Fahrzeuge etwas verbessert hätte, wurde diese erst mit dem Bezug des neuen Feuerwehrhauses im Jahre 1991 besser. Das Magazin war jetzt näher an unser Haus herangerückt, so dass ich im Alarmfall in kürzester Zeit dort eintreffen konnte und mit als einer der Ersten – meistens als Fahrer und Maschinist ausrückte.

Hier war alles bestens: Fahrzeughalle, Kommandozentrale, Schulungsraum, Werkstatt und natürlich die Umkleieräume. Der Fuhrpark wurde verbessert; auf den alten Opel folgten ein TLF 16 der Marke Mercedes, sowie ein Mannschaftstransportwagen. Ich selber bin nach wie vor aber lieber mit dem Magirus unterwegs gewesen – der war für mein Gefühl einfach „handlicher“, wenn man das für 13 Tonnen schweres Fahrzeug überhaupt sagen kann.

Die Zahl der Einsätze in Allmersbach hielt sich in Grenzen; auch kam es nicht wie „Anno 1977“ mit drei Waldbränden in Bad Liebenzell innerhalb kürzester Zeit nicht zu Bränden von so großem Ausmaß, zumindest sofern ich zum Einsatz gerufen wurde. Der spektakulärste Brand entstand durch einen Blitzschlag am Rosenmontag des Jahres 1991. Im Gefolge eines Wintersturms mit hohen Windstärken, schlug ein Blitz in die Kirchturmspitze in Allmersbach ein und entfachte das Gebäude. Dadurch, dass der Kirchturm mit Holz verkleidet war, fand das Feuer rasche Nahrung. Die Löscharbeiten zogen sich über mehrere Stunden hin, weil auf Grund der heftigen Sturmböen zu wenig Wasser bis zur Turmspitze gelangte und erst die zu Hilfe gerufene Drehleiter aus Backnang das in den Griff bekommen hat.

Weniger erfreulich die zahlreichen Unfälle, bei denen verletzte Personen aus ihren Fahrzeugen befreit werden mussten.

Um Geld für die Kameradschaftskasse zu generieren, hat die Feuerwehr zunächst einen Tanz in den Mai in der Gemeindehalle veranstaltet, der aber wegen rückläufigen Zuspruchs in eine „Hocketse in den Mai“ umgewandelt wurde. Nachdem ein Maibaum – aus Prinzip nie mit einem Kran, sondern immer von Hand – aufgestellt worden war, ging es los. Meine Aufgabe war es über viele Jahre an der Kasse die Bons zu verkaufen – immer per Kopfrechnung, weil die elektronische Kasse, die uns unser Kommandant Albrecht (Hucky) Haug hinstellte, deutlich langsamer war und wir so den (stets großen) Andrang bewältigen konnten. Die Kameradschaft war stets gut. Gut fand ich auch, dass ich über die Feuerwehr viel schneller in den Kontakt zu den Einheimischen gekommen bin und wir rasch integriert wurden; ein Zustand, der uns in Donzdorf auch nach fast zwanzig Jahren schwer gelungen ist. Dies eben auch, weil wir uns mit der Aktivität in Vereinen bewusst zurückgehalten haben. Speziell in meinem Fall muss man festhalten, dass mein Familienleben in Allmersbach durch meine zahlreichen Aktivitäten schon sehr gelitten hat und es mit Sicherheit, wenn auch nicht als alleinige Ursache, zum Scheitern meiner Ehe mit Hanne beigetragen hat.

Dennoch hatten wir über lange Jahre eine schöne Zeit. Skiurlaube im Allgäu, in Vorarlberg, Südtirol oder der Schweiz und in den Sommerferien am Meer. Die Kinder hatten schon von klein auf Skifahren gelernt, so dass wir in den Faschingsferien (natürlich immer bei vollem – und teurem – Betrieb) gemeinsam auf den Pisten waren, u.a. in Fischen, Pfronten (Allgäu), Obereggen (Südtirol), Bezau, Bizau, Mellau, Reuthe (Vorarlberg), Wildhaus oder Disentis (Schweiz). Die Schwiegermutter war am Anfang oft noch dabei und konnte die Kinder betreuen, wenn diese nicht auf die Skipiste wollten.

Am Meer war es zunächst schwierig, in der Hauptsaison eine Ferienwohnung auf einer der deutschen Inseln zu bekommen. Über die Ostfriesischen Sielorte Bensorsiel und Neuharlingersiel, sowie einmal an der Ostsee bei Scharbeutz, haben wir es dann auf die Insel Föhr geschafft. Dort in Utersum, im zweiten Haus vor dem Strand bei Frau Lorenz, haben wir etliche Jahre unsere Sommerferien verbracht. Frau Kieninger, Frau des damaligen Bürgermeisters von Allmersbach, Rüdiger Kieninger, hatte uns das vermittelt. Kieningers fuhren damals regelmäßig nach Föhr, wo wir uns sogar das eine oder andere Mal trafen. Zu meinen persönlichen Highlights zählen zwei Wanderungen durchs Watt von Föhr nach Amrum, mit Aufenthalt auf Amrum und am selben Abend wieder zurück nach Föhr. Solche Wattwanderungen sind nur an sehr wenigen Tagen im Sommer durchführbar, weil neben den passenden Zeiten von Ebbe und Flut auch Windverhältnisse und Tageslicht einen Einfluss nehmen. Man geht morgens gegen 6 Uhr noch bei auflaufendem Wasser los und kehrt am Abend gegen 21 Uhr wieder zurück.

Die Entfremdung zwischen Hanne und mir passierte - zumindest nach meinem Eindruck - schleichend, die Reibereien nahmen zu. So musste ich mir selbst als Ameli etwa zwölf Jahre alt war, fest vornehmen, das ich noch durchhalten sollte, bis sie 18 Jahre alt ist – bis auf wenige Monate (Ameli war 17 als wir uns trennten) habe ich es geschafft. Ein letzter Versuch mit meinem groß gefeierten 50. Geburtstag, den ich im Foyer der Seeguthalle in

Cottenweiler mit mehr als 50 Gästen feierte, half nichts. Auch unsere folgende Rom-Reise war, konnte die Risse nicht mehr kitten.

Nachdem ich eine Zeit lang eine (heimliche) Affäre mit einer in Scheidung lebenden Frau aus dem Ort hatte, lernte ich Christina in Stuttgart kennen. Sie stammte aus Südbaden und war Grundschullehrerin in Kirchheim/Teck. Von Anfang hatten wir eine spannende und abwechslungsreiche Beziehung, die aber nur einen Sommer überdauerte. (Bezeichnender Weise hatten wir im Sommer im „Theater im Westen“ in Stuttgart das Stück von Shakespeare „Ein Sommernachtstraum“ angeschaut. Christina war der Grund warum Hanne die Scheidung wollte und ich mir in Heutensbach eine kleine Wohnung gekauft habe. Die Finanzierung war schwierig aber machbar – vom gemeinsamen Haus im Haydnweg blieb mir nichts. Als Folge der Scheidung musste ich zudem eine hohe Abfindung an Hanne bezahlen und ihr – durchaus zu Recht, weil sie wegen der Kindererziehungszeiten viel weniger anrechnungsfähige Rentenzeiten hat – 40% meiner Pension überlassen.

Christina mochte kulturelle Veranstaltungen und so kam ich ins Theaterhaus nach Wangen oder ins Theater im Westen in Stuttgart. Da sie gerne eine in früheren Jahren durchgeführte Alpenüberquerung noch einmal – dieses Mal mit mir – unternehmen wollte, haben wir das im August 2002 in Angriff genommen. Das Ziel hieß Verona – zu Erreichen zu Fuß über den Europäischen Fernwanderweg E 5 von Bregenz ab. Dort stellten wir das Auto (damals der Lupo) bei einer Schulfreundin von Christina ab und gingen los: Hittisau – Nagelfluhkette – Gunzesried – Oberstdorf – Spielmannsau und von dort über das Mädelejoch hinunter ins Lechtal. Aufstieg zur Memminger Hütte und von dort hinunter ins Inntal. Trotz etwa 12 kg schwerem Gepäck lief es ganz ordentlich und wir kamen planmäßig voran. Allerdings ging es ab dem Aufstieg zur Seescharte bei mir mit einem angebrochenen Zeh weiter, den ich beim Versuch einen Stein aus dem Stiefel zu holen beim Ausbalancieren an einem Felsen angestoßen hatte. Aber da ich am folgenden Tag in Zams wieder in den Schuh rein gekommen bin, ging es normal weiter; der Zeh war halt zuerst dick und dann blau.

Über Mittelberg erreichten wir die Braunschweiger Hütte, die urigste Hütte auf dem gesamten E 5. Von dort über die Schneefelder des Skigebiets von Sölden und den mit 3000 Metern über NN höchsten Punkt des E 5 über Zwieselstein und das Timmelsjoch nach Südtirol ins Passeier Tal. Pfandler Alm, wo sie einst den Freiheitskämpfer Andreas Hofer festnahmen, die Meraner Hütte und Jenesien waren weitere Stationen auf dem Weg nach Bozen – die Hälfte des Weges war geschafft.

Vor allem hatten wir bis dahin Glück mit dem Wetter gehabt. Von Bozen aus dann weiter über Deutschnhofen, Maria Weissenstein und Oberradein nach Gfrill. Es war das selbe Sturmtief, das zur gleichen Zeit Dresden, Pirna und das Elbtal überschwemmt hat, das auch uns bis auf die Haut durchnässte. Hätten wir die nicht die Möglichkeit gehabt, unsere Sachen in der Backstube der Herberge in Gfrill zu trocknen, hätten wir einen Tag pausieren müssen. Eine solche Pause hatten Jörg und Hildegard aus Geislingen/Steige einlegen müssen, so dass wir auf sie – die wir vorher nicht kannten - am Erdemolosee, unweit der Erdpyramiden von Segonzano (bekannt unter anderem durch ein Gemälde von Albrecht Dürer) aufliefen.

Den restlichen Weg bis Verona liefen wir gemeinsam: durch die Sprachinsel der Timbren, die eine Art rätischen Dialekt sprechen, über die Schlachtfelder des 1. Weltkriegs am Passubio-

Joch oder den durch Sprengungen im Krieg ihrer Spitzen beraubten Berge des „Dente Italiano“ und des „Dente Austriaco“, bis Verona. Eine zum Teil gespenstische Landschaft, die einmal mehr – wie später 2016 auch bei meinem Besuch mit Lars auf den Schlachtfeldern von Verdun – die Sinnlosigkeit von Kriegen dokumentiert.

Nach 20 Tagen waren wir da! Ein Glas Sekt für jeden war der Lohn. Während sich Jörg und Hildegard auf den Heimweg machten, blieben Christina und ich noch einen Tag in Verona und schauten uns am Abend auf den Steinstufen der Arena die Oper „Tosca“ an. Von Verona aus fuhren wir nach Venedig, wo wir noch einige Tage verbrachten, um dann mit der Bahn wieder nach Bregenz zurück zu fahren.

Die Wanderung hatte aber gezeigt, dass Christina und ich doch nicht so sehr auf einer Linie lagen, wie es zu Beginn den Anschein hatte – sie war zu sehr „Lehrerin“. Auch wenn ich selbst Teil eines Lehrkörpers war, so liegen doch Welten zwischen einem Berufsschullehrer und einer Grundschullehrerin, zumindest habe ich das so empfunden. Da Christina ein paar Monate älter war als ich, hatte ich immer mehr das Gefühl einer Bevormundung, was mich dazu bewogen hat, die Beziehung zu beenden. Es war der Tag an dem ich bei den Württembergischen Waldlaufmeisterschaften in Bitz den zweiten Platz hinter Rudolf Pletzer aus Frickenhausen belegt hatte – aber das war für die Trennung nicht relevant!

Nach der Trennung von Christina war ich dann eine Zeit lang „Single“ und habe mich in meiner kleinen Wohnung in Heutensbach sehr wohl gefühlt. Große Teile meines Arbeitszimmers hatte ich in mein Schulbüro – damals noch nicht in H 245, sondern im dritten Stock des Gebäudeteils Knospstraße – verlagert. In Heutensbach hatte ich im Prinzip nur noch einen Schreibtisch und einen PC. Weihnachten 2002 verlief dann auch etwas seltsam, weil ich familienmäßig etwas in der „Luft“ hing. Aber es gab mir die Gelegenheit auch mal das Kneipen- und Diskoleben in Backnang kennen zu lernen, was insofern interessant war, dass ich dort ab und zu auf ehemalige Schülerinnen und Schüler getroffen bin. Auch nahm ich die Gelegenheit wahr, Sportveranstaltungen aller Art zu besuchen.

Dann traf ich Sabine! Kennengelernt haben wir uns in Eislingen, wo ich mehr oder weniger zufällig hin gekommen bin.

Der erste gemeinsame Abend in einer Eislinger Pizzeria verlief so harmonisch, dass unsere Beziehung sehr rasch Fahrt aufgenommen hat. So kam ich nach Donzdorf, weil Sabine nach ihrer Scheidung wenige Wochen zuvor ihre neue Dachgeschoss-Wohnung im Gingener Weg bezogen hatte. Mit ihr die beiden Töchter Corinna und Ramona, zu denen sich im Laufe der Jahre ein sehr gutes Verhältnis entwickelt hat.

18. Sport ein Leben lang

Wie zuvor schon immer wieder erwähnt, hat der Sport in meinem Leben eine große Rolle gespielt – ja über weite Strecken geprägt. Dabei war mir das nicht unbedingt in die Wiege gelegt, weil ich immer mehr der Ausdauer Typ war (und bin) und mir motorische Fähigkeiten immer hart erarbeiten musste. Dies war auch der Grund, dass meine Sportnoten in jungen Jahren über ein „befriedigend“ oft nicht hinaus kamen, was unter anderem damit zusammen

hing, dass ich Geräteturnen – vor allem Reck und Barren - „hasste“ und mir das Laufen (auch Skifahren im Winter) und Ballspiele (vor allem Fußball) wesentlich lieber waren. Erst mit den Jahren wurden die Noten besser, vor allem dann, wenn leichtathletische Disziplinen in die Bewertung einfließen. Wie oben erwähnt, war ich oft Fußball spielen – auch mit dem Fahrrad war ich oft unterwegs.

Dabei hatte ich nie ein kindgerechtes Fahrrad, sondern musste – sobald es mir möglich mit bei der niedersten Sattelstellung die Pedale zu erreichen – auf das Fahrrad meines Vaters zurück greifen. Ein stabiles und hochwertiges 26-Zoll-Herrenrad der Marke „Bauer“, mit schwerem (!) Stahlrahmen und ohne Gangschaltung. Mein Vater hatte dieses Rad – ich denke schon vor meiner Geburt – bei meinem Onkel Friedrich, einem Bruder meines im Jahre 1920 tödlich verunglückten Großvaters, erworben. Dieser besaß ein Fahrradgeschäft in der Baumstraße in Bad Liebenzell. Bis ich in den Turnverein eingetreten bin, verliefen meine Sportaktivitäten unorganisiert – aber sie fanden jeden Tag statt. Im Prinzip war ich jeden Tag draußen und versuche das bis zum heutigen Tag zu ermöglichen.

Meine sportliche Wiege stand in der alten Turnhalle des Schulhauptgebäudes in Bad Liebenzell, in dem meine Großmutter und meine Tante Sofie über Jahrzehnte hinweg als Hausmeisterinnen gewirkt hatte, im Kinderturnen des „Turnvereins“.

In die Turnerschaft 1893 Bad Liebenzell e.V. bin ich im Frühjahr 1963 eingetreten. Diesem, meinem Heimatverein, habe ich über all' die Jahre stets die Treue gehalten und wurde 2013 sogar zum Ehrenmitglied ernannt. Der „Turnverein“, wie er üblicherweise bis heute genannt wird, wurde zu der Zeit von Gustav Wicker geleitet – Jahrgang 1893 – also exakt so alt wie der Verein selbst. Gustav Wicker war noch ein Turner von echtem Schrot und Korn und es ist schön, dass ich eine solche Persönlichkeit noch kennenlernen konnte. Wenn Not am Mann war, ist Gustav Wicker eingesprungen und hat eine Übungseinheit übernommen – nicht etwa in Sportkleidung, sondern in Straßenhosen mit Hosenträgern und aufgekrempeelten Hemdsärmeln. Seine Körperhaltung war stets vorbildlich!

Endlich war es der Vereinsführung gelungen, in Person von Karl Ullrich einen Übungsleiter für das Kinderturnen zu gewinnen, so dass ich hier meine ersten Schritte unternommen habe und dann im Jahr darauf mit der Teilnahme am Gaukinderturnfest in Wildbad auch meinen ersten offiziellen Wettkampf bestritten habe.

Meine „wahre Bestimmung“ fand ich aber in der Leichtathletik! Mit dem Einstieg von Fritz Starzmann als Trainer für die Leichtathleten, wurde die Tradition der Leichtathletik im Verein fortgeschrieben. Hatte der Verein doch schon in den Jahren davor durch Helmut Starzmann (Bruder von Fritz) und Dieter Gauger (später langjähriger Abteilungsleiter des Top-Vereins VfL Sindelfingen) schöne Erfolge auf nationaler Ebene feiern können. So fand diese Tradition ihre Fortsetzung, auch wenn es nicht mehr die ganz großen Erfolge waren, da es schon zu der Zeit an der Tagesordnung war, dass die sehr guten Athleten von den größeren Vereinen abgeworben wurden.

Aber unsere Läufergruppe konnte ich sehen lassen. Das Training fand in der Regel zweimal pro Woche (aus heutiger Sicht natürlich viel zu selten) statt: dabei stand am Montagabend – bei jedem Winter und Wetter und auch in der Dunkelheit der Wintermonate – das

Lauftraining und am Mittwochabend das Hallentraining auf dem Programm. Entweder fanden Dauerläufe, zum Beispiel nach Monbach oder nach Ernstmühl und zurück statt oder im Kurpark, der Abends beleuchtet war und über einen angenehmen Splituntergrund verfügte. Dort wurden Tempoläufe durchgeführt. Am Anfang war es für mich als jungen Burschen schon hart, mich gegen die Älteren zu behaupten, aber es ist mir immer, manchmal mit hartem Kampf gelungen, an der Gruppe dran zu bleiben.

Parallel dazu habe ich dann zusammen mit Hans-Peter das Kindertraining übernommen (Karl Ullrich hatte sich aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen müssen). Dieses fand immer Mittwochs vor dem Training der Leichtathleten in der Schulturnhalle statt. Im Sommer besuchten wir als Aktive regelmäßig Wettkämpfe auf Kreis- oder Bezirksebene – im Winter waren das Waldläufe (den Begriff Crosslauf gab es erst später). Meine Leistungen waren in Anbetracht der Trainingsumfänge immer recht ordentlich. Man muss auch festhalten, dass das Niveau in der Breite damals viel höher war als heute. 1970 habe ich dann an der Landessportschule in Talfingen (heute Albstadt-Tailfingen) meinen Übungsleiterschein erworben. Lehrgangleiter war der „legendäre“ Ernst Wurfer – langjähriger Landestrainer des Württembergischen Leichtathletikverbandes (WLV). Ihn sollte ich später noch im privaten Rahmen kennen lernen, als sein Sohn die Schwester meines besten Freundes Fritz heiratete. Später war Ernst Wurfer auch zu Gast bei einem unserer Stabhochsprung-Meetings.

Schon bevor ich den Übungsleiterschein hatte, trainierte ich die Mädchengruppe, die auch eine hervorragende 4 x 100 m – Staffel bildeten: Gabi und ihre Schwester Heidi (meine früheren Nachbarsmädels aus der Burgstraße), Ingrid (mit der ich dann Anfang der 70-er-Jahre eine Zeitlang eine Beziehung hatte) und Ingeborg (Porgi), die später auf tragische Weise umkam, als ihr Ehemann sie und die gemeinsamen Kinder umgebracht hat. Eine schöne Zeit – mit einfachen Mitteln, wir hatten kein Stadion, nur eine (zu) kleine Halle und wenig Trainingszeiten, konnten schöne Erfolge erzielt werden. Mit meiner Einberufung zur Bundeswehr endete diese Zeit, auch weil ich mich danach anderen Dingen widmen musste oder wollte. Im Nachhinein – und aus der Erfahrung meiner späteren Erfolge, hätte ich da sicher mehr daraus machen können. Dem Verein bin ich mein Leben lang treu geblieben – der Kontakt war immer da, vor allem während der fast zwanzig Jahre, in denen mein Bruder Andreas den Verein geführt hat.

Mit meinem Umzug nach Stuttgart und später nach Allmersbach im Tal trat in meinen sportlichen Aktivitäten eine Pause ein, sieht man mal vom Skifahren im Winter oder Radtouren ab. Richtig Fahrt aufgenommen hat meine „sportliche Karriere“ mit der Gründung der LG Weissacher Tal im Jahre 1990.

Es war nicht die sprichwörtliche „Mutter mit dem Kind“, die mich zur LG Weissacher Tal geführt hat. Möglicherweise hätte es diese LG ohne mich, zumindest in der Form nicht gegeben. Es war eher ein Zufall, der diese Tür geöffnet und die folgenden 20 Jahre meines Lebens stark geprägt hat.

Nachdem ich mich nach der Bundeswehrzeit, wo ich sportlich durchaus gute Leistungen abgeliefert habe (unter anderem 10.000 Meter im Alleingang unter 36 Minuten), sportlich zurückgenommen hatte, weil zuerst das Studium und danach die Familie und der Einstieg in

den Beruf im Mittelpunkt standen, war es langsam an der Zeit sportlich wieder was zu tun. Diese Gelegenheit ergab sich, als der TSV Allmersbach im Tal (als Teil der Arbeitsgemeinschaft Weissacher Tal Sportvereine/„ARGE“) eine junge Übungsleiterin, Corinne, eingestellt hatte und diese einmal in der Woche einen Übungsabend für Männer anbot. Die Gruppe war recht groß und im Alter zwischen (ca.) 30 und 60 Jahren, aus allen Schichten der Bevölkerung; selbst der damalige Bürgermeister von Allmersbach im Tal, Rüdiger Kieninger, war das eine oder andere Mal dabei. Nach dem Training traf man sich noch zu einem Beisammensein, bevorzugt in der „Rose“ in Unterweissach, bei Foti, einem Griechen.

Eben zu diesem Zeitpunkt war eine Stadionanlage beim Bildungszentrum Weissacher Tal gebaut worden, weil dies für die Durchführung des Sportunterrichts an den Klassen der Oberstufe, sowie deren Abiturprüfungen notwendig geworden war. Im Zuge dessen, sollte auch die Leichtathletik im Weissacher Tal Einzug halten. Dafür suchte man einen Koordinator! Eher beiläufig, fragte mich dann Corinne, die von meiner leichtathletischen Vergangenheit wusste, ob das denn nichts für mich wäre und ich zeigte mich aufgeschlossen, das zu übernehmen, zumal ich die Hoffnung hegte, dass dies für unsere Kinder der Einstieg die die Leichtathletik sein könnte. Eine Hoffnung, die sich leider nicht erfüllt hat: Lars hatte kurz davor mit Judo begonnen und wechselte dann zum Bogenschießen, Ameli war seit ihrem sechsten Lebensjahr eine gute und begeisterte Reiterin – nur Britta war zwischendurch aktiv und auch eine Zeit lang beim Training mitgeholfen..

Nun kam es zu einer ersten informellen Sitzung. In erster Linie ging es um die Einweihung des schmucken Stadions, das leider nur über vier Rundbahnen verfügt – ein Umstand, der sich im Nachhinein nicht mehr ändern lässt und zum Zeitpunkt der Planung auch nicht absehbar gewesen ist, dass sich die Leichtathletik vor Ort so gut entwickeln würde. Die Einweihung einer Leichtathletikanlage sollte nun auch von Leichtathleten gestaltet werden – allein, im Weissacher Tal gab es keine!

Das Weissacher Tal war quasi noch ein „weißer Fleck“ in der Szene, obwohl es in Unterweissach einen Werner Sailer gab, sicher (sogar weltweit) einer der besten Physiotherapeuten seiner Zeit; man nannte ihn in höchsten Leichtathletikkreisen „den Mann mit den goldenen Händen“. Dies stimmt insofern, als er zahlreichen Top-Athleten die Saison oder gar die Karriere gerettet hat.

Werner Sailer hat als leitender Physiotherapeut des Deutschen Leichtathletikverbandes unter anderem an fünf Olympischen Spielen teilgenommen und seine internationale Karriere mit den Weltmeisterschaften 1993 in Stuttgart beendet. Werner Sailer saß mit am Tisch dieses informellen Treffens, an dem Vertreter von Vereinen im Weissacher Tal teilnahmen. Diese waren in der Arbeitsgemeinschaft Weissacher Tal Sportvereine Förderverein e.V. (abgekürzt ARGE) organisiert; der Verein war unter anderem auch für die Bezahlung der Übungsleiterin Corinne zuständig. Aber alle Teilnehmer, außer Werner Sailer und mir, hatten wenig Kenntnisse über die Abläufe in der Leichtathletik. Nachdem Werner Sailer vorgeschlagen hatte, eine Leichtathletikgemeinschaft (LG) zu gründen, zu der die jeweiligen Vereine ihre (noch zu gründenden) Leichtathletikabteilungen einbringen sollten, wurde das

Vorhaben in Angriff genommen. Das Ganze sollte von einem Sportkoordinator geleitet werden. Dabei fiel die Wahl einstimmig auf mich!

Die erste große Aufgabe war nun die Organisation der Stadioneinweihung. Dabei wollten alle Vereine etwas beisteuern, so dass die Vorbereitung zahlreiche Besprechungen erforderte. Da das Stadion dem Zweckverband Bildungszentrum, an dem die Gemeinden Allmersbach im Tal, Althütte, Auenwald und Weissach im Tal beteiligt sind, gehört, musste das Ganze in Abstimmung mit dem Zweckverband, vor allem in Person des Geschäftsführers Frey und dem hochengagierten Hausmeister Franz Prokoph erfolgen.

Lobend hervorheben muss man an der Stelle, dass die Zusammenarbeit mit den Bürgermeistern der Trägergemeinden, Reiner Deuschle, später Ian Schölzel (Weissach im Tal), Rüdiger Kieninger, später Ralf Wörner (Allmersbach im Tal), Peter Friedrich, später Karl Ostfalk (Auenwald) und Walter Sipple, danach Reinhold Sczuka (Althütte) stets hervorragend war; das gegenseitige Vertrauen war groß und die Unterstützung vorbildlich!

Während ich für die organisatorische Vorbereitung des leichtathletischen Teils zuständig war, nutzte Werner Sailer seine vielfältigen Kontakte, um für eine tolle Besetzung der Starterfelder oder hochkarätige Interviewgäste zu sorgen. Und das klappte: Olympiateilnehmer, Europameister oder deutsche Spitzenathleten kamen zur dieser (und später zu vielen anderen) Veranstaltungen und trugen sehr zum Gelingen bei.

Die Veranstaltung im September 1990 wurde ein voller Erfolg! Gut 2.000 Besucher konnten sich freuen, dass sie dabei waren – es war eine tolle Werbung für den Sport im Allgemeinen und die Leichtathletik im Besonderen.

Was danach folgte, war eine Erfolgsgeschichte, die auch Einfluss auf mein weiteres Leben hatte. Ursprünglich war mein Plan, das Ganze zu koordinieren und den Trainingsbetrieb meinen Übungsleiterinnen und Übungsleitern zu überlassen. Glücklicherweise hatten sich drei Personen – darunter zwei ehemalige Leichtathleten - bereit erklärt, diese Aufgabe ehrenamtlich zu übernehmen. Aber der große Erfolg gleich zu Beginn erforderte ein Umdenken. Nachdem sich zum ersten Training mehr als 100 Kinder und Jugendliche im Stadion eingefunden hatten, musste auch ich in den Trainingsbetrieb einsteigen, um die Gruppen besser betreuen zu können.

Von Anfang an, waren die Athletinnen und Athleten auch erfolgreich bei Wettkämpfen. Vor allem waren es die Läufer, die von Roland, der von der LG Zollern-Alb kam und in Backnang arbeitete, trainiert wurden, die durch Erfolge auf Württembergischer Ebene auf sich aufmerksam machten.

Die „Übungsleiterfrage“ – eine Daueraufgabe für jeden Verein, der nur mit ehrenamtlichen Kräften arbeiten kann – war nicht nur zu meiner Zeit, sondern ist bis in die heutige Zeit eine permanente Aufgabe. So taten sich rasch Lücken auf: Roland hat sich beruflich verändert, Klaus musste wegen dem Beruf kürzer treten und Olivia musste aus privaten Gründen aussteigen; Frank war übergangsweise dabei, war aber aus beruflichen Gründen nur eingeschränkt verfügbar.

So musste ich die Läufergruppe übernehmen, die ich dann bis Mitte der „Nuller-Jahre“ sehr erfolgreich trainiert habe. Unter anderem wurden Daniel Ehinger und Christian Würfel Zweiter und Dritter bei den Deutschen Jugendmeisterschaften in Berlin im 1500 m – Lauf, „meine“ 3 x 1000 m Staffel der Schüler A, stand sogar auf Platz eins der Deutschen Bestenliste. Auch in den anderen Disziplinen schaffte jedes Jahr mindestens ein Athlet oder eine Athletin die Qualifikation zu Württembergischen, Baden-Württembergischen und oft auch Deutschen Meisterschaften. Unter anderem mit Doro und Silvia hatte ich zwei kompetente und ehrgeizige Übungsleiterinnen gewinnen können, die sehr gute Arbeit leisteten. Auch ihre Männer, Manfred und Jürgen waren ein wichtiger Teil der LG; ohne sie wären viele unserer Veranstaltungen nicht durchführbar gewesen. Leider vertrugen sich die beiden Damen nicht sonderlich gut und brachten den Verein an die Grenze der Zerreißprobe – für mich war es eine der schwierigsten Aufgaben meiner 20-jährigen Amtszeit diesen Konflikt zu lösen. Was mit dem Wechsel von einer der beiden zu einem benachbarten Verein aber eine für mich unbefriedigende Lösung war.

Der Trainings- und Wettkampfbetrieb kostete die LG eine Menge Geld. Dazu kam in den ersten Jahren die komplizierte Konstellation mit den „Quasi-Leichtathletikabteilungen“ der Stammvereine, die dann Beiträge an die LG weiterleiten mussten. Zu der Zeit gehörten die Leichtathletikabteilungen des SV Unterweissach, des TSV Allmersbach, des Tennisvereins Allmersbach, des TSV Althütte, des TSV Oberbrüden, des TSV Lippoldweiler (hier hat Ralf Rangnick unter anderem Fußball gespielt) und des TSV Sechselberg der LG an.

Um auch Teilnehmerinnen und Teilnehmern von außerhalb des Weissacher Tals besser gerecht zu werden und um organisatorische Dinge direkter abwickeln zu können, wurde zusätzlich der Verein der Leichtathletikfreunde im Weissacher Tal und Umgebung e.V. (LAF) gegründet. Auch hier war nicht vorgesehen, dass ich mich in der Vorstandschaft engagiere, weil ich mit dem „Job“ des Koordinators schon gut ausgelastet war. Nachdem aber der damalige erste Vorsitzende kurz darauf zum 1. Vorsitzenden des SV Unterweissach (dem größten Verein im Weissacher Tal) gewählt worden war und der Geschäftsführer (einer unserer hochmotivierten Übungsleiter) sich aus beruflichen Gründen verändern musste (heute ist er Personalchef von ZF) , musste ich auch hier einsteigen und übernahm den Vorsitz.

Als im Zuge einer Umstrukturierung des SV Unterweissach die Vereinslandschaft im Weissacher Tal insgesamt in Bewegung geriet, nutzte ich die Chance, die LG insgesamt zu „bereinigen“. Da sich auch die ARGE „überlebt“ hatte, wurde diese aufgelöst – die LG Weissacher Tal und der LAF gingen nach meinem Entwurf in die LG Weissacher Tal e.V. über. Ein Schritt, der eigentlich von Beginn an so sinnvoller gewesen wäre, aber auf Grund der Tradition und verschiedener Interessen der Vereine am Anfang unmöglich war.

Aber der Erfolg hatte seinen Preis! Natürlich in erster Linie in Bezug auf mein Familienleben. War der eigentliche Plan mit „nur Koordination“ und Einbindung der Kinder schon längst Makulatur, weil die Erfolge und der damit verbundene Aufwand, u.a. Trainingspläne (im Gegensatz zu mir trainierten meine Spitzenathleten bis zu zwölf Mal pro Woche) , Trainingslager, Fahrten zu Wettkämpfen und Meisterschaften deutschlandweit einen enormen Zeitaufwand erforderten, auch die Kosten wurden immer höher. Obwohl die

Übungsleiter, einschließlich mir nur auf der Basis von Kostenerstattung und geringem Obolus arbeiteten, war der Trainings- und Wettkampfbetrieb kostenintensiv. Der junge Verein hatte zu 2/3 Kinder und Jugendliche als Mitglieder, die lediglich einen Beitrag von ursprünglich 30 D-Mark (pro Jahr!) zu leisten hatten, wobei der Vorschlag das auf 35 D-Mark zu erhöhen, fast eine Revolution ausgelöst hätte. Ein Athlet kostete aber, wenn er auf nationaler Ebene unterwegs war zwischen 2.000 und 3.000 D-Mark im Jahr – also teilweise das hundertfache seines eingezahlten Beitrags.

Aus diesem Grund mussten wir uns Gedanken über die Einnahmenseite machen und wollten dies mit hochkarätigen Veranstaltungen, die wir auf Grund unseres „Know-how“, aber auch Dank der hervorragenden Kontakte von Werner Sailer bieten konnten, erreichen. So organisierten wir hochkarätig besetzte „Sportgespräche“, entweder im Forum des Bildungszentrums, der sogenannten Sitzmulde bzw. im Rathaussaal von Allmersbach im Tal. Dabei war immer mindestens ein Olympiateilnehmer, zum Teil Olympiasieger, Welt- oder Europameister mit den Highlights Zita Funkenhauser (Olympiasiegerin im Florettfechten), Thomas Schönlebe (Weltmeister im 400 m -Lauf) oder – nach wie vor mein „Lieblingsleichtathlet“ – der fünffache Europameister im 400 m – Hürden- Lauf, Harald Schmid. Ihn persönlich kennengelernt zu haben, ist sicher einer der Höhepunkte meines „Sportlerlebens“.

Im Rahmen der Leichtathletikweltmeisterschaften, die 1993 in Stuttgart stattfanden (meiner Meinung nach die beste Leichtathletik-WM aller Zeiten), haben wir sowohl ein Sportgespräch organisiert, als auch ein hochkarätiges internationales Leichtathletik-Meeting auf die Beine gestellt. Dass wir mit unseren Athletinnen und Athleten die WM besucht haben, war auch klar.

Unser Meeting war wirklich hochklassig besetzt. Dank der guten Kontakte von Werner Sailer war es gelungen, dass die kompletten Nationalteams aus dem südpazifischen Raum (mit den starken Australiern und Neuseeländern) an den Start gingen. Mehrere tausend Zuschauer, Presse und Fernsehen waren gespannt; es war angerichtet! Leider hat uns das Wetter – wie in den Folgejahren leider immer wieder – einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der erste Wettbewerb, 110 m Hürden konnte noch regulär durchgeführt werden – danach zog ein heftiges Gewitter über das Weissacher Tal und das so gut geplante Sportfest ging im wahrsten Sinne des Wortes „den Bach hinunter“.

Es war ein Schock, von dem wir uns nur langsam erholten. Zwar hatten die Zuschauer und der Verkauf von Speisen und Getränken eine schöne Summe in die Kasse gespült – aber die Tatsache, dass man durch widrige Umstände um die Früchte seiner Arbeit gebracht wurde, hat schon an einem genagt. Was bleibt, waren die tollen Begegnungen; besonders erinnere ich mich an den Delegationsleiter, den Präsidenten des australischen Leichtathletikverbandes und langjähriges Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, Fletcher McEwen, aus Australien.

Nach diesem Erlebnis mussten wir uns Gedanken machen, wie wir künftig lukrative Veranstaltungen ausrichten könnten!

Der Frauenstabhochsprung hatte gerade seine ersten Gehversuche hinter sich, ausgehend von den Hochburgen in Landau und Zweibrücken machten sich die jungen Damen auf, Europa und die Welt von ihrer Sportart zu begeistern. Eine hochkomplizierte und sehr attraktive Sportart dem Publikum hautnah zu präsentieren: die Idee von Werner Sailer hörte sich gut an und stieß bei mir auf offene Ohren.

Der Zufall wollte es, dass wir über einen der Kassenprüfer der LG, Siegfried Fresser, einem Vorstandsmitglied des TSV Lippoldsweyer, seinen Nachbarn, den Immobilienunternehmer Daniel Schmidt kennenlernten. Er war begeistert von der Idee und bereit, die Veranstaltung mit einer namhaften Summe zu sponsern – der „SI-Cup“ (SI für Schmidt Immobilien) im Stabhochsprung der Frauen war geboren!

Weil wir noch zahlreiche Unternehmen aus dem Weissacher Tal und Umgebung für die Veranstaltung begeistern konnten, stand einem erfolgreichen Gelingen nichts mehr im Wege. Der Plan war, dass wir im Stadion entlang der Anlaufbahn für die Springerinnen eine Tribüne errichten, so dass die Zuschauer das Geschehen hautnah verfolgen konnten. Der Plan ging auf und unser Springen wurde weltweit bekannt, besonders als wir es nach kurzer Zeit internationalisierten.

Athletinnen aus der ganzen Welt, darunter die US-amerikanische Olympiasiegerin Stacy Dragila, die zehnfache Weltrekordlerin Daniela Bartova (Tschechien), Russinnen und Australierinnen der erweiterten Weltspitze, die starken Isländerinnen (allen voran die Olympiabronzemedallengewinnerin Vala Flossadottir), die komplette deutsche Spitze und natürlich Anshela Balakhonova aus der Ukraine, die ihre Karriere mit dem in Weissach im Tal aufgestellten Europarekord krönte. Dass mich die damals beste Stabhochspringerin der Welt, Emma George aus Australien, morgens früh aus dem Bett warf, um sich für ihr Fernbleiben zu entschuldigen, war natürlich schade – aber es gibt sicher nicht viele, die von Emma George (wenn auch nur per Telefon) aus dem Bett geworfen wurden. Zweimal war das Meeting in Weissach offizielle Olympiaqualifikation für die nationalen Springerinnen.

Die Geschichte mit Anshela Balakhonova ist eine „Story“ für sich. Neben unseren nationalen Kontakten wurden die Kontakte zu den Athletinnen über international tätige Sportmanager, mit denen auch die Antrittsgelder und die Prämien ausgehandelt werden mussten, hergestellt. Hier arbeitete ich mit Michail Gusev aus Moskau (die Zahlungen gingen immer auf ein Konto in der Schweiz), Aivar Karotamm aus Estland oder Istvan Knippl aus Budapest zusammen. Über Gusev kam ich an Anshela Balakhonova. Da wir zu der Zeit noch nicht Mitglied von German Meetings, einer Dachorganisation für die Organisation hochkarätiger Leichtathletikmeetings in Deutschland, unter anderem dem ISTAF in Berlin, waren, musste ich das Visum für die Athletin selbst besorgen. Dazu musste ich die Athletin krankenversichern und eine Erklärung unterschreiben, dass ich für ihren Unterhalt aufkomme, sollte sie nicht in die Ukraine zurück reisen. Das Visum verschickte ich an die mir genannte Adresse in Kiew – eine Kopie behielt ich, was sich noch als nützlich erweisen sollte.

Es folgte die Organisation des Fluges. Anshela reiste von Kiew nach Budapest, um von dort nach Stuttgart zu fliegen. Der Flug ab Budapest sollte mit der Delta-Maschine erfolgen, die von Atlanta kommend, in Stuttgart zwischenlandete und auf demselben Weg wieder zurück

flog. Man konnte also bereits in Stuttgart erkennen, ob der Flug zumindest zu dem Zeitpunkt planmäßig unterwegs war. Das klappte dann auch.

Knifflig wurde es bei der Einreise: Stabhochspringerinnen und Stabhochspringer müssen wegen des sperrigen Gepäcks (lange Sprungstäbe, die zudem nicht in jedem Flugzeugtyp mitgenommen werden können) ohnehin sonderbehandelt werden, wenn dann auch noch das Visum fehlt, wird es kompliziert. Meine Post war nämlich in Kiew nie angekommen und so stand die Springerinnen ohne Visum am Zoll des Stuttgarter Flughafens, Zum Glück hatte ich Norbert, der ein unermüdlicher Helfer des Meetings und spezialisiert für solche Aufgaben war, die Kopie des Visums mitgegeben, welche von den Beamten dann auch akzeptiert wurde.

Das Springen selbst, moderiert von Ewald Walker, der u.a. mehrmals das Internationale Hallenmeeting in der Stuttgarter Schleyer-Halle moderiert hat und heute noch regelmäßige Berichte für die Stuttgarter Zeitung schreibt, wurde ein voller Erfolg und bleibt wegen des Europarekords von damals 4,37 m immer Teil der Geschichte unseres Meetings, auch wenn in den Folgejahren natürlich noch größere Höhen erzielt wurden. Anshela Balakhonova ist wieder zurück geflogen und nachdem die Untersuchung ihre Dopingprobe negativ verlaufen war, konnte auch der Rekord anerkannt werden. Für die Organisation der Dopingproben waren immer wir (also ich) verantwortlich. Da nur ausgewählte Ärzte dieses Verfahren durchführen dürfen, musste erst ein zugelassener Arzt oder eine Ärztin verpflichtet werden, um am Tag der Veranstaltung zur Verfügung zu stehen. Als einmal einer dieser Ärzte den Termin vergessen hatte und kein anderer greifbar war, war ich froh, dass im Rahmen dieses Meetings kein Rekord gesprungen wurde! Später musste dann den für die Proben ausgelosten Springerinnen immer eine Begleitperson zugeteilt werden, die darauf achtete, was sie zu sich nahmen und sie beim Toilettengang begleiten mussten.

Unser Springen zählte unter den Athletinnen und den Trainern zu den besten seiner Art in Europa – die Bundestrainer Jochen Wetter (Landau), Herbert Czingon (Mainz, aktuell Nationaltrainer der Schweiz) oder Manager wie Marc Osenberg, Ralf Iwan oder Martin Kühr, schätzten das Meeting ebenso wie die Trainer Vladi Ryshich oder Leszek Klima. Man kann sagen, dass neben den oben bereits erwähnten internationalen Athletinnen, von denen einige wie die Niederländerin Monique de Vilt, echte Spaßkanonen waren, alle deutschen Top-Athletinnen der damaligen Zeit in Weissach am Start waren: Christine Adams, Anna Batke (die den Meeting-Rekord hält), Annika Becker, Yvonne Buschbaum, Carolin Hingst, Andrea Müller (sprang Deutschen Rekord in Weissach), Nicole Rieger (Humbert), Nastja und Lisa Ryshich, Sabine Schulte, Silke Spiegelburg oder Martina Strutz, die im strömenden Regen mit der Taucherbrille Anlauf nahm.

Zahlreiche dieser Springerinnen waren fast die ganze Zeit ihrer sportlichen Karriere mit dem Weissacher Meeting verbunden; viele, wie Martina Strutz oder die Ryshich-Mädels, waren ab ihrem 18. Lebensjahr in Weissach dabei.

Alle haben sehr bedauert, als ich 2007 das Ende der Veranstaltung einläuten musste. Es war das Jahr, in dem sich Yvonne Buschbaum, die schon als 15-jährige bei unserem ersten Meeting im Vorprogramm gesprungen war, geoutet hat, weil sie sich zum Mann (jetzt Balian) umwandeln ließ.

Für die Entscheidung die Veranstaltung einzustellen, über die wir im Vorstand heftig gerungen haben, gab es im wesentlichen zwei Gründe: Da waren die Finanzen. Nachdem das Unternehmen von Herrn Schmidt, dem wir in den Anfangsjahren sehr viel zu verdanken hatten, in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war, musste er sich als Sponsor zurück ziehen. Über einen durch den Weissacher Bürgermeister Reiner Deuschle geknüpften Kontakt zum ehemaligen Oberbürgermeister von Backnang, Hannes Riekhoff (Ehemann der Schauspielerin Thekla Carola Wied), der in den Vorstand des zum RWE-Konzern gehörenden Energieunternehmens SÜWAG gewechselt war, gewannen wir einen neuen Hauptsponsor, der uns über viele Jahre begleitet und unterstützt hat.

Neben dem Moderator, von Ewald Walker zu Michael Kloiber, hatten auch die Co-Sponsoren immer wieder gewechselt. So waren zeitweise die Brauerei Licher, Haller Löwenbräu oder Auto Brunold wichtige Unterstützer der Veranstaltung. Ohne die tatkräftige Unterstützung von Gipser Lemke und die von der Firma Wendler aus Auenwald gestifteten Schaltafeln, wäre der jährliche Aufbau der Tribüne nicht möglich gewesen.

Parallel dazu waren wir Mitglied der Organisation „German Meetings“ geworden. Dieser Zusammenschluss von bedeutenden Meeting-Veranstaltern in Deutschland, darunter dem ISTAF in Berlin, dient dazu, dass Athletinnen und Athleten besser verpflichtet werden konnten und auch ein größerer Werbeeffekt erzielt werden konnte. Zusammen mit Thomas, dem Veranstalter des Hofer Springermeetings, war ich hier einige Zeit als ehrenamtlicher Kassenprüfer tätig. Im Rahmen von German Meetings ergaben sich interessante Begegnungen, unter anderem mit Wolf-Dieter Poschmann, dem ehemaligen Leichtathleten und langjährigen Sportmoderator des ZDF oder mit Rudi Thiel, dem langjährigen Organisator des ISTAF in Berlin. Präsident war Ulrich Hobeck aus Cottbus – daher war ich ein paar Mal zu Gast beim sehr gut besetzten Internationalen Lausitz-Meeting in Cottbus.

Weil es mein Wunsch war, unsere Veranstaltung von der Europäischen Ebene noch eine Stufe höher zu heben, auf der anderen Seite aber die Preise für die Athletinnen durch die zunehmende Popularität der Sportart in die Höhe gegangen waren – wir standen dabei in weltweiter Konkurrenz, zum Beispiel mit Rom, Brüssel, Zürich oder Monte Carlo – wurde ich bei der SÜWAG mit der Anfrage vorstellig, ob man das Engagement nicht verdoppeln könne. Leider steckte die SÜWAG zu der Zeit in einem Umstrukturierungsprozess, dem der gesamte Energiesektor unterworfen war, so dass man den Betrag nicht verdoppelte, sondern nur noch mit der Hälfte des bisherigen Betrags dabei sein wollte.

Das bedeutete im Klartext, dass künftig allenfalls eine nationale Ausrichtung möglich gewesen wäre. Dies auch vor dem Hintergrund, dass die Veranstaltung Gewinn abwerfen musste, weil das Bestandteil unseres Etats war – wir haben in all den Jahren von 1994 bis 2007 bei 15 Veranstaltungen immer Gewinn gemacht; nur einmal, als wir (was an sich erfreulich war) sehr viele Prämien wegen guter Leistungen auszahlen mussten, fiel der Gewinn sehr spärlich aus.

Der zweite Grund war nachlassendes Engagement der Mitglieder. Um die Beiträge für alle niedrig halten zu können, war das Meeting ein „Muss“. Leider haben das immer weniger Mitglieder so gesehen. Man wollte niedrige Beiträge ohne Mitarbeit, statt Mitarbeit für niedrige Beiträge. Über all die Jahre hinweg hatte das Team, auch in teilweise wechselnder

Besetzung gut und harmonisch funktioniert – ich konnte mich auf viele, wie Jürgen (+) oder Manfred, „blind“ verlassen.

Diese Bereitschaft hat aber mehr und mehr nachgelassen – feste Zusagen gab es immer weniger; Aussagen wie „ich will schauen, ob ich vorbei kommen kann...“ können nicht Grundlage der Planung einer internationalen Veranstaltung sein. Als es dann anging, dass ich bei den Leuten zu Hause anrufen musste, weil sie nicht zur eingeteilten Schicht (sehr wohl nach vorheriger Absprache) erschienen sind, ging meine Geduld zu Ende. Es konnte nicht sein, dass ein paar wenige für die anderen „ackern“, nur dass diese für ihre Kinder ein preiswertes und gutes Trainingsangebot bekommen – daher wog dieses Argument für mich fast schwerer als das Finanzielle. Ich selbst hatte in all’ den Jahren alles in den Dienst „der Sache“ gestellt und die Familie vernachlässigt. Es tat weh, diesen zunehmenden Egoismus akzeptieren zu müssen!

Fairerweise muss man aber auch sagen – wobei das bei der Entscheidung keine Rolle gespielt hat – dass es mir für die künftigen Jahre schwer gefallen wäre, das Meeting in der gewohnten Weise professionell zu organisieren, weil mich meine Berufung zum Abteilungsleiter beruflich sehr gefordert hat. Man muss wissen – analog zum „Herberger-Spruch“: „nach dem Meeting ist vor dem Meeting“, dass sich die Vorbereitung im Grunde über etwa elf Monate erstreckt hat. Das ging mit der Terminfindung los, wo man sich an internationalen Terminen wie Welt- oder Europameisterschaften bzw. Olympischen Spielen oder an Meetings wie Brüssel, Zürich u.a. orientieren musste – eine Tatsache, die man im nahen Umfeld oft nicht nachvollziehen konnte, wenn das Meeting ausgerechnet am Tage eines lokalen Sportereignisses stattfand.

Vom umfangreichen und intensiven Trainingsprogramm meiner Läufer profitierte ich selbst auch. Wenngleich ich nicht bei allen Trainingseinheiten dabei sein konnte – die Jungs konnten viele Dinge selbständig durchführen – war ich bei vielen der Läufe dabei und an den Tempoläufen selbst beteiligt. Somit war meine Form besser als in meiner Jugend und ich konnte schöne Erfolge feiern. Hier eine kleine Auswahl:

- Württembergischer Senioren-Meister über 1500 m
- Baden-Württembergischer Senioren-Meister im 10 km Straßenlauf
- Mehrfacher Württembergischer Meister mit der Volkslaufmannschaft der LG Weissacher Tal
- Fünfter Platz bei den Deutschen Seniorenmeisterschaften über 10.000 m in Potsdam
- Bester Deutscher beim Graz-Marathon 1999 mit persönlicher Bestzeit von 2:50,25 Std.

Mit allen diesen Erfolgen – zu denen zahlreiche vordere Plätze auf allen Strecken von 400 m bis zum Marathon kommen – verbinden sich schöne Erlebnisse. Mein härtester, aber auch sicher schönster Sieg war der Gewinn der Baden-Württembergischen Meisterschaft am 27. Oktober 2002 im 10 km Straßenlauf in meiner Heimatstadt Bad Liebenzell. Mit einer Zeit von 36:17 Minuten habe ich auf den letzten Metern der Zielgerade noch Günter Krehl, den eigentlich stets dominierenden Läufer unserer Altersklasse, abgefangen.

Beim Wettbewerb der Volkslaufmannschaftsmeisterschaft galt es nach Addition der vier Läufe (drei Mal 10 km und ein Halbmarathon) die beste Gesamtzeit zu haben. Von den fünf gemeldeten Läufern kamen immer die besten drei in die Wertung. Nachdem wir 1999 schon am Sieg geschnuppert hatten, konnten wir dann im Jahr 2000 in der Besetzung Otto Lämmle, Kurt Strohbeck, Eugen Metzger, Hermann Eisinger und mir den Gesamtsieg erringen, dem noch weitere folgen sollten – zuletzt 2006, wo Eberhard Bauer statt Hermann Eisinger im Team stand.

Mit Hermann Eisinger, aus der Gegend von Graz in der Steiermark stammend, habe ich dann im Oktober 1999 am Graz Marathon teilgenommen. Es wurde in 2:50, 25 Std. mein bester Marathon – an dem Tag hat alles gepasst und mit 1:24,58 Std. und 1:25,26 Std. waren beide Halbmarathonzeiten nahezu gleich. Insgesamt habe ich elf Marathonläufe absolviert, die ich alle beendet habe. Begonnen hat es mit dem Rennsteig-Marathon 1994. Für mein Debüt hatte ich mir (ausgerechnet) eine der anspruchsvollsten, aber auch schönsten Strecken ausgesucht. Die Strecke von Neuhaus am Rennweg nach Schmiedefeld, war mit 43 km nicht nur etwas länger als die klassische Distanz, sondern ein ständiges bergauf und bergab, über Asphalt, Schotter, Waldboden oder nasse Wiesen. Mein Ziel unter der Vier-Stunden-Marke zu bleiben, habe ich zwar knapp verfehlt, jedoch die Erkenntnis gewonnen, dass mit einer noch besseren Vorbereitung (vor allem mit mehr als 50 km Trainingsumfang pro Woche) das auf jeden Fall machbar sein müsste. Trotz der langsamsten Zeit dort (ich bin den Rennsteig 1996 und 2002 noch einmal gelaufen) war es irgendwie der Schönste, trotz meiner tollen drei Berlin-Marathons (mit einer Bestzeit von 2.53 Std. als insgesamt 435. von mehr als 25.000 gestarteten Läufern, darunter der ehemalige Außenminister Joschka Fischer) oder natürlich Graz.

Obwohl die politische Wende in Deutschland schon zehn Jahre her war, war es noch eine ganz andere Kultur – einfach ursprünglicher und trotz der mehr als 4.000 Läuferinnen und Läufer irgendwie familiärer. Geduscht wurde für alle gemeinsam im Freien, wo die Bundeswehr Duschzelte aufgestellt hatte - wie übrigens später auch bei einem meiner ersten Berlin-Marathons, wo mitten auf dem Kurfürstendamm neben dem Europa-Center geduscht wurde.

Bei meinem zweiten Rennsteiglauf im Jahr 1996 war ich dann auch fast eine halbe Stunde schneller und der 1997 in Neuf-Brisach (Elsass) in 3:06 Stunden beendete Marathon weckte den Ehrgeiz, das unter drei Stunden zu schaffen. In Berlin ist mir das 1998 mit einer Zeit von 2:57 Std. erstmals gelungen.

Nach 2002 musste ich meine Marathonaktivitäten zurückfahren, auch wenn ich gerne noch mindestens „das Dutzend voll“ gemacht hätte. Aber der Trainingsaufwand war einfach zu hoch – in der intensiven Vorbereitungsphase bin ich da im Training zwischen 90 und 160 km pro Woche (die Weltspitze liegt bei etwa 300 km/Woche) gelaufen, darunter auch harte Einheiten wie 20 x 400 m oder 6 x 1000 m, jeweils nur mit Gehpause oder wenigen Pausenminuten, um auch die Tempopausdauer zu verbessern – auch erste „Verschleißerscheinungen“ zeigten sich (Achillessehne).

Dazu war mir eine weitere Aufgabe zugewachsen, die mir zwar auch Spaß machte und „Ruhm und Ehre“ brachte, mir aber zeitlich überhaupt nicht vorgesehen war. Seit den

Anfängen der LG war ich im Vorstand des Leichtathletikkreises Rems-Murr vertreten und dort rasch zum Schriftführer gewählt worden. Dies war mit der Aufgabe verbunden, die Protokolle der Sitzungen des Kreisvorstandes (früher nannte man das Kreisausschuss) zu verfassen und weiterzuleiten. Später war ich dann zum stellvertretenden Kreisvorsitzenden gewählt worden – im Grunde nur ein Verhinderungsstellvertreter für den Fall, dass der Kreisvorsitzende einen Termin nicht selber wahrnehmen konnte. Diese Gefahr bestand aber eher nicht, das der amtierende Vorsitzende, Hans Herter aus Kern-Setten im Remstal, sich zumindest nach außen hin, bester Gesundheit erfreute und nach seinem Eintritt in den Vorruhestand „alle Zeit der Welt“ hatte.

Leider kam alles anders! Im Sommer 1996, kurz nach seiner erneuten Wiederwahl, erlitt Hans Herter seinen ersten Schlaganfall und war für Monate im Krankenhaus bzw. in REHA. Mit einem Mal musste ich alle seine Aufgaben übernehmen. Neben den Terminen mit dem Verband mit den Behörden und natürlich den Vereinen (jeder freute sich, wenn man bei „seiner“ Veranstaltung vorbei kam) vergrößerte sich auch der räumliche Radius. Das Einzugsgebiet ging nun von Fichtenberg an der Grenze zum Kreis Schwäbisch Hall bis Fellbach oder von Spiegelberg an der Grenze zum Kreis Heilbronn bis Plüderhausen an der Grenze zum Ostalbkreis. Aber es kam noch „schlimmer“! Die Hoffnung, dass Hans Herter sein Amt wieder aufnehmen konnte, war nur von kurzer Dauer. Wenige Monate nach dem ersten Schlaganfall folgte der Zweite, an dem er bedauerlicherweise verstarb. Bis Ende der Wahlperiode im Januar 1998 habe ich das Amt kommissarisch ausgeübt – ab da, weil sich niemand auf dieses schöne (aber auch zeitaufwändige) beworben hat, wurde ich mehrmals wiedergewählt.

Da die Stadt Weinstadt über eines der wenigen Stadien in der Region mit acht Rundbahnen verfügt, stand dieses Stadion oft im Mittelpunkt von Veranstaltungen, bis hoch zu Deutschen Meisterschaften. Hier war ich ebenfalls stark in Organisationsarbeit mit eingebunden – sei es in der Vorbereitung und der Koordination, vor allem mit dem Sportamt der Stadt Weinstadt, als Sprecher oder bei der Durchführung der Siegerehrungen.

Schließlich hat sich im Jahre 2006 – da wohnte ich schon in Donzdorf – mit Ulrich Zimmermann aus Murrhardt ein Nachfolger gefunden. Dafür bin ich Ulrich Zimmermann heute noch dankbar! Sein Anruf erreichte mich in Ruhpolding, im Zusammenhang mit meinem Biathlontraining bei Fritz Fischer.

Parallel zu meinen Laufaktivitäten bei der LG Weissacher Tal war ich Mitglied beim Laufftreff Auenwald, einer sehr engagierten und motivierten Läufertruppe, die es mir ermöglichte einen Teil meiner Trainingseinheiten gemeinsam mit einer starken Gruppe zu absolvieren.

Aber nicht im Laufbereich war ich sportlich unterwegs! Nachdem ich schon in meiner Kindheit und Jugend, oft noch auf natürlichen Hängen und ohne Lift, Ski gefahren bin, hatte sich das mit der Beziehung mit Hanne erweitert. Hanne war eine ausgezeichnete Skifahrerin – sie fuhr eleganter als ich, so dass wir im Winter regelmäßig zum Skifahren fuhren, beispielsweise nach Radschings in Südtirol (damals noch eine dörfliche Idylle), nach Brand in Vorarlberg oder ins Kleine Walsertal. Unsere Kinder lernten früh das Skifahren – Ameli ist schon mit knapp drei Jahren, auf den Skiern gestanden – so dass wir regelmäßig in den

Faschingsferien, meist im Allgäu (Fischen, Pfronten) oder in Vorarlberg (Bezau, Bizau, Mellau) im Skiurlaub waren.

Zu meinem 50. Geburtstag hatte ich eine Skating-Ausrüstung bekommen; bei einem Skikurs in Seefeld erlernte ich die Grundlagen dieser Technik und habe daraufhin im Laufe der Jahre mehr und mehr auf Skating umgestellt. Regelmäßige Ausfahrten ins Tannheimer Tal oder im Skiurlaub die schönen Strecken von Ramsau am Dachstein und im Ridnauntal halfen mir meine Technik zu verbessern.

Weil ich ein Freund des Biathlon bin, habe ich mich sehr gefreut, dass ich von Sabine ein Biathlontraining im Camp von Olympiasieger Fritz Fischer in Ruhpolding geschenkt bekommen habe. Ende 2005 sollte das auf der Biathananlage zwischen Ruhpolding und Reit im Winkl stattfinden. Da aber zu der Zeit extrem viel Schnee lag – es war der Zeitraum, in dem das Dach der Eislaufhalle in Bad Reichenhall unter der Schneelast zusammengebrochen ist und viele Opfer forderte – war das Training aber abgesagt worden, ohne dass man uns benachrichtigt hätte. Auch wenn wir einen schönen Urlaub in der herrlichen Winterlandschaft verbracht haben, war es doch kein Ersatz für das ausgefallene Training.

Umso erfreuter war ich, als ich einen Anruf von Fritz Fischer persönlich erhielt, in dem er mir anbot, als Entschädigung für das ausgefallene Training an einem Nachmittag ein Einzeltraining nur mit mir alleine durchzuführen. Natürlich sagte ich zu! So kam ich dann im März 2006 in den Genuss eines Einzeltrainings mit Fritz Fischer auf der Weltcup-Strecke in Ruhpolding. Nach ein paar Schießeinheiten auf die offiziellen Scheiben, stand der Langlauf auf dem Programm. Das war eine echte Herausforderung: wer die Strecke vom Fernsehen her kennt, weiß, dass es da ganz schön rauf und runter geht. Gegenüber Sabine – die als Zuschauerin dabei war – lobte mich aber der Fritz: „Dein Mann hat eine Super-Kondition, aber Du musst wegen dem Rhythmus Walzer mit ihm üben...“, was den Fritz spontan dazu veranlasste, sich Sabine zu schnappen, um mit ihr auf dem Schnee des Zieleinlaufs einen Walzer zu tanzen. Fritz haben wir in den folgenden Jahren immer wieder getroffen.

Über unseren Freund Ingo, damals bei der DKB in Berlin, haben wir ein paar Mal VIP-Karten für den Biathlon-Weltcup in Ruhpolding bekommen. Das hatte nicht nur den Vorteil, dass man die Wettkämpfe vom überdachten Balkon der temporären Gebäude aus beobachten konnte, sondern auch, dass man neben den Stars der Szene, u.a. Olympiasieger Sven Fischer aus Oberhof, zuschaute oder in der Schlange am Buffet stand. Einmal ergaben sich sogar kostenlose Testfahrten mit BMW-Fahrzeugen.

Ein weiteres Biathlon-Training habe ich im Bayerischen Wald, im Biathlon-Stadion am Großen Arber absolviert.

Dort war sogar ein kleiner Wettkampf mit Schießeinlagen und Strafrunden Teil des Programms. Nur wer das einmal selbst erlebt hat, kann ermessen, wie schwierig es ist, aus der vollen Belastung heraus, die Scheiben zu treffen.

Weil mich Sabine immer wieder mit tollen Geschenken überrascht, kam ich in den Genuss von zweimaligem Bobfahren auf der Weltcup-Bahn am Königsee. Unvergesslich und immer leider schon nach einer Minute zu Ende. Auch ein Renntraining auf dem Hockenheim wurde mir zuteil – mehrere Runden auf dem kleinen Kurs im Lamborghini, ein Super-Erlebnis, leider

auch zu schnell vorbei. Mit Hockenheim hatte ich ja Erfahrungen seit ich während der Studienzeit mit meinem Ascona dort gefahren war – die Krönung war aber dann ein Fahrtraining des Porsche-Zentrums Pforzheim, bei dem auf dem Grand-Prix-Kurs gefahren werden durfte; man wollte gar nicht mehr aufhören! Schöne Geschenke waren auch die Fahrt im US-Truck in der Nähe von Erding oder der Umgang mit einem Großbagger in der Nähe von Bamberg – beides aber mehr in die Kategorie „Spaß“ als in die Kategorie „Sport“ einzuordnen.

Zu einem Sportereignis der besonderen Art bin ich dann im Rahmen meiner Tätigkeit an der KS 1 gekommen. Der Chefredakteur der Fachzeitung „TransAktuell“, Matthias Rathmann, mit dem ich seit Jahren freundschaftlich verbunden bin, ist wie ich, leidenschaftlicher Läufer. Im Zusammenhang mit dem ETM-Verlag, Ansorge-Logistik und dem Fahrzeughersteller Krone, hat er den „Trans-Aktuell-Lauf“ für Angehörige der Logistikbranche und deren Umfeld ins Leben gerufen. Von Seiten der KS 1 waren wir in den Anfangsjahren immer mit einer Gruppe (Lehrkräfte und SchülerInnen) dabei und haben schöne Erfolge erzielt. Auch ich bin mehrmals sehr gerne in der schönen Landschaft um den Sitz der Spedition in Biessenhofen – zwischen Marktoberdorf und Kaufbeuren – mitgelaufen. Auch Sabine ist einmal für ihre „LSK Leasing“ mitgelaufen. Die Veranstaltung, die leider jetzt so nicht mehr stattfindet, war immer toll organisiert: Bierzelt, Büffet, Musik, Fahrzeugausstellung und hat richtig Freude gemacht.

Nach meinem Eintritt in den Ruhestand, hat mich mein Freund und Kollege Patrick – Vorsitzender des offiziellen VfB-Fanclubs „Königsbande“ gefragt, ob ich nicht eintreten möchte und mir eine VfB-Dauerkarte zulegen wolle. Da ich bereits seit meiner Jugend – bewusst erinnere ich mich ab dem Jahr 1962 daran - ein Anhänger des VfB Stuttgart bin, war ich einverstanden. Bis zum Beginn der Corona-Pandemie war ich dann Besitzer einer Dauerkarte für einen Sitzplatz in der Cannstatter Kurve. Leider haben mein Nebenmann Christoph und ich, sowie die Freunde aus dem Fanclub „Königsbande“ mehr schwache als gute Spiele gesehen und zwei Abstiege miterleben müssen. Makaber geradezu, dass es ohne Zuschauer momentan – zumindest Stand Dezember 2020 – für den VfB aktuell gut läuft.

Teil meiner Sportaktivitäten, wenn auch eher im passiven Bereich, waren regelmäßige Besuche bei Rennen der DTM, vor allem auf dem Norisring in Nürnberg. Hier gab sie es noch, die tolle Atmosphäre, wie ich sie aus meiner Jugend kannte mit Boxendurchgang, mit Kontakten zu den Fahrern und dem herrlichen Sound. Motorsport geht nicht ohne tollen Sound der Motoren – wenn ich Elektroautos beim Rennen zuschauen möchte, habe ich meine Carrera Rennbahn (übrigens auch ein Geschenk von Sabine). Besonders interessant fand ich die Rennen im Jahr 2015. Hier fuhren im Rahmenprogramm historische Formel V-Rennwagen mit. Da mein Bruder Andreas einen solchen besitzt, nahm er am Teil und schlug sich achtbar.

19. Berlin und der Osten

Zu Berlin habe ich eine besondere Beziehung! Dabei hatte ich bis zu meinem 10. Lebensjahr – außer, dass wir hin- und wieder Kurgäste aus West-Berlin beherbergten keinen besonderen Bezug, sieht man einmal von den Berichten ab, die im Vorprogramm von Kino-Filmen in den Beiträgen der „Fox-tönende Wochenschau“ gezeigt wurden. Dies änderte sich mit dem Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961. Als sei es erst gestern gewesen, erinnere ich mich an die Aussage meines geschockten Onkels Otto „die Russen haben die Grenze dicht gemacht...!“

Man muss dazu wissen, dass wir zu Hause keinen Fernsehapparat besaßen – erst nach Beginn meiner Lehrzeit habe ich von meinen ersten Lehrlingsvergütungen einen Schwarz-Weiss-Fernseher (Marke Blaupunkt) für uns gekauft – und ich mich zum Fernsehen entweder bei Tante Maria und Onkel Wilhelm oder bei Tante Sofie und Onkel Otto „eingeladen“ habe. Dass ich das durfte, fand ich toll! So habe ich viel Zeit vor dem Fernseher mit Onkel Otto verbracht, der – wie ich – sehr sportbegeistert war, obwohl ihm dies selbst auf Grund einer Gehbehinderung nicht möglich war. Weil Onkel Otto dazu noch zu den wenigen gehörte, die überhaupt zu der Zeit ein Fernsehgerät besaßen, war die Stube zum Beispiel bei Fußballländerspielen oft rappellvoll mit Menschen aus der Verwandtschaft oder der Nachbarschaft. Onkel Otto war auch deshalb so geschockt, weil er Flucht und Vertreibung aus der Tschechoslowakei miterlebt hatte und „vom Russen“ nichts Gutes erwartete.

Ein Erlebnis dann auch der Besuch von John F. Kennedy in der geteilten Stadt mit der berühmten Rede, die in dem Zitat „...ich bin ein Berliner...“, die ich am Fernsehen verfolgen konnte. Weil wir zu Hause immer die „Stuttgarter Zeitung“ abonniert hatten (wie wir bis auf den heutigen Tag) und ich die immer gerne lese, seit ich lesen kann, war ich immer aktuell informiert und verfolgte die Entwicklung, durchaus angespannt, weil der sogenannte „Kalte Krieg“ noch immer nicht vorbei war. Reisen auf dem Landweg nach Berlin waren ein Abenteuer, wie ich in meinen Zeilen über die Fahrt während der Lehrzeit schon geschildert habe.

Mit dem Umzug meiner Schwester Sigrid nach Berlin Mitte der 1970-er-Jahre wurden die Beziehungen zur geteilten Stadt enger. Nachdem sie ihr Lehramtsstudium in Reutlingen abgeschlossen hatte, zog es sie – u.a. um einer Versetzung auf's Land zu entgehen nach Berlin. Was nur als vorübergehendes Intermezzo gedacht war, wurde ein Aufenthalt auf Dauer.

Bedingt durch die Unannehmlichkeiten der Transitreise durch die DDR und der noch recht teuren Flüge waren die Besuche selten. Dennoch führte mich mein erster Flug (nach Hubschrauberflügen bei der Bundeswehr) nach Berlin. In einer BAC „One-Eleven“ von „British Airways“ – bis zur Wiedervereinigung durfte West-Berlin nur von „PanAm“, „Air France“ oder eben „British Airways“ von der Bundesrepublik aus angefliegen werden – landete ich in Tempelhof. Schade, dass es diesen Flughafen mit dem imposanten Gebäude als Flughafen nicht mehr gibt; wie auch die Entscheidung für die Schließung des Flughafens Tegel, verstehe ich diese und andere der politischen Entscheidungen der Hauptstadtregierungen nicht.

Mitte 1979 waren Hanne (damals schwanger mit Lars) mit dem Auto in West-Berlin. Sigrid und ihr Mann Erhard wohnten zu der Zeit in der Stuttgarter Straße in Neukölln. Die Wohnung hatte hohe Stuckdecken und Kohleheizung; die dazu benötigten Braunkohlebriketts wurden in einer Art Regal im Flur der Wohnung gelagert.

Einmal fuhren Hanne und ich mit der S-Bahn nach Ost-Berlin und reisten über den Bahnhof Friedrichstraße ein. Es war ein Nervenkitzel pur, bis wir durch die unterirdischen Katakomben und sich vor und hinter einem schließenden Sperren wieder ans Tageslicht kamen.

Ohne dass man die Augen geöffnet hätte, hätte man bemerkt, dass man sich im Osten der Stadt befindet. Die Luft roch anders und zwar hauptsächlich nach den Abgasen der „Trabis“ (Zweitaktmotoren) und der vielen Kohleheizungen. Zu kaufen gab es nicht viel – preiswert und lohnend dagegen naturwissenschaftliche Fachliteratur. Die im Zwangsumtausch erworbenen Ostmark reichten locker, zudem musste man vorsichtig sein, wenn man von Menschen auf der Straße gefragt wurde, ob man Geld tauschen wolle. Dies war beispielsweise einer der Tricks der Staatssicherheit (STASI) der DDR, die vor keiner Grausamkeit zurück schreckte (was viele heute nicht mehr wissen wollen), um Menschen zu inhaftieren, weil Geldumtausch auf der Straße verboten war.

Noch vor der Wende – mit der zu der Zeit nie einer gerechnet hat – bauten Sigrid und Erhard ein Reihenhaus in Lichtenrade. Als wir sie dort mit der Familie in den Herbstferien 1989 (zwei Wochen vor dem Mauerfall, was damals natürlich keiner wusste) besuchten, spürten wir die Vorboten der Wende. Es lag im wahrsten Sinne etwas in der Luft! Ohne dass man es greifen konnte, spürte man die Veränderungen: schon beim Grenzübertritt waren die Beamten freundlicher oder die Überfahrt nach Ost-Berlin, wo wir mit den Kindern das tolle Naturkundemuseum nahe des Grenzübergangs Invalidenstraße besuchten, problemlos. Karl Eduard von Schnitzler, der Chefideologe des DDR-Fernsehens, der mit seiner Sendung „Der Schwarze Kanal“ die Bürger der DDR auf Linie halten sollte, glaubte noch nicht an Veränderungen. Aus Interesse habe ich mir damals seine Propagandasendung angeschaut – es war seine Letzte!

Aber das wussten damals weder er noch wir. Mit den Kindern, darunter mein Neffe Max, der Sohn von Sigrid und Erhard, haben wir dann die Mauer am Brandenburger Tor besichtigt und den Kindern die Hoffnung auf den Weg gegeben, dass vielleicht sie noch zu ihren Lebzeiten den Fall der Mauer erleben könnten. Meine Antwort auf den Einwand von Max, der in seinem Berlinger Dialekt meinte „det kann ja keen Problem sein – da nimmste ne Leiter und steigste drüber...“ war, dass man dann mit großer Sicherheit erschossen würde. Es gab ja den Schießbefehl!

Nun muss man sich vorstellen, dass zwei Wochen später, am 09. November die Menschen tatsächlich über eben diese Mauer geklettert sind und sich ihre Freiheit zurück erobert haben – ein Ereignis, bei dessen Erinnerung ich selbst beim Schreiben dieser Zeilen noch Gänsehaut bekomme. Und der Onkel aus Westdeutschland... hatte der nicht gesagt, dass man dabei erschossen wird? Wir konnten es ja selbst kaum glauben, als wir die Berichte in der Tagesschau und die Rede des verunsicherten Günter Schabowski sahen, was sich da abspielte. Aber es war einer der bewegtesten Momente meines Lebens. „Einheit in

Freiheit“ – wer hätte noch daran geglaubt, nachdem Schock des 13. August 1961? Onkel Otto hat es leider nicht mehr erlebt; er war plötzlich und zu früh im August 1962 verstorben.

Aber die Maueröffnung hat die Tore geöffnet. Da wir keinerlei Verwandtschaft in der „Ostzone“, wie die DDR von vielen bis zu deren Ende genannt wurde, hatten, lag ein fremdes Land vor uns, das es uns zu entdecken galt. Natürlich für die Familie, aber in erster Linie für mich als politischen und historisch interessierten Menschen, war es eine Herzensangelegenheit, diesen Teil unseres Landes und seine Menschen kennen zu lernen.

So sind wir in den Pfingstferien 1990 mit unserem VW-Multivan in die DDR gereist – eine Abenteuerreise, die man später nie mehr so hätte erleben können. Und: es war wie eine Reise in die Vergangenheit. Dampflokomotiven noch im Regelbetrieb, Fabriksirenen, die den Beginn, die Pausen und das Arbeitsende in den Fabriken signalisierten oder „Werkstätige“, die im „Blauen Anton“ auf dem Fahrrad zur Arbeit und zurück fuhren. Im Schnelldurchgang bereisten wir die „Noch-DDR“ von Süd nach Nord.

Die Wartburg, Dresden und das Elbsandsteingebirge (Campingplatzbuchungen noch per Postkarte, weil es in der DDR kaum private Telefonanschlüsse gab), der Scharmützelsee, das Schiffshebewerk Niederfinow im Oderbruch, der Campingplatz in Plau am See (mit der noch stark ideologisch geprägten Platzwartin) und zum Abschluss gerade noch der Blick auf Rügen von Stralsund aus, waren erste Stationen. Eindrücke die bleiben! So der Wunsch nach Geldumtausch in Eisenach. Musste man zu früheren Zeiten noch auf der Hut sein, dass man nicht der Stasi in die Arme lief, zeigte sich in Eisenach niemand interessiert.

Als ich zum Zweck des Geldwechsels die Sparkasse in Eisenach betrat, wusste ich warum. In New York am „Schwarzen Freitag“ des Jahres 1929 konnte die Stimmung sicher nicht angespannter gewesen sein. Der Schalterraum – wie bei uns in den 1950-er-Jahren organisiert wie die Schalterhalle eines Bahnhofs – war voll von Menschen, die Schlange standen. Da ich Warteschlangen von Natur aus hasse und mir das nur im äußersten Notfall antue, war die Frage, wie man das Problem lösen könne. Die Idee war schnell geboren! Ganz hinten in der Ecke befand sich ein Schalter mit der Aufschrift „Nur für Ausländer“. Und da die DDR uns aus der „BRD“, wie man im Umgang mit DDR-Offiziellen immer sagen musste, als Ausländer betrachtete, war das die Lösung, weil dort niemand angestanden hat. Einen Teil dieser dort eingetauschten „Ostmark“ habe ich heute noch.

Lustig auch die Anekdote, die wir auf einem Campingplatz am Schwielochsee erlebten. Grundsätzlich waren die Campingplätze in der DDR (oft wie auf Usedom für viele Tausend Menschen ausgelegt) in etwa gleich aufgebaut. Zentral war immer ein Kiosk. An einer dieser Verkaufsstellen standen wir hinter einem jungen Mann aus der DDR (das zu erkennen war einfach, weil wir zum einen die einzigen „Wessies“ auf dem Platz waren, was uns eine Aufmerksamkeit wie wohl dem ersten Missionar in Afrika angedeihen ließ und sich zum anderen die Kleidung der Menschen doch von der unseren unterschieden hat). Noch Jahre nach der Wende konnte ich anhand der Schuhe beurteilen, ob es sich um eine Person aus dem Osten oder dem Westen Deutschlands handelte. Der junge Mann wollte eine Flasche Sekt kaufen. Auf die Frage, ob er „Rotkäppchen“-Sekt oder „West-Sekt“ haben wollte, folgte die Antwort „Westsekt“. Ich habe fast einen Lachanfall bekommen, als die Frau hinter der

Theke eine Flasche „Schloss Lichtenstein“ herüberreichte – einer Marke, die bei uns eher im unteren Preissegment angesiedelt ist und die in Calw abgefüllt wird.

Auf diese beiden Besuche sollten viele andere folgen – bis vor wenigen Jahren war ich im Jahr immer mindestens zwischen drei und vier Mal in den Neuen Bundesländern oder/und in Berlin. Die Anreise hatte ihren Schrecken verloren. Auch wenn ich das eine oder andere Mal geflogen bin – meistens fuhr ich/fuhren wir mit dem PKW. Mein Rekord mit meinem Porsche „Cayman“ von Donzdorf nach Berlin-Lichtenrade liegt bei vier Stunden und zehn Minuten für die etwa 600 Kilometer – eine heute, wegen immer mehr zunehmenden Beschränkungen, nie mehr zu erzielende Zeit.

In Donzdorf ab um 4.00 Uhr morgens – in Berlin beim Frühstück um 8.10 Uhr. Während des Ausbaus der A 9 habe ich aber auch durchaus schon mal das Dreifache der oben genannten Zeit benötigt. Nach wie vor ist bei Tempobegrenzungen ebenso höchste Vorsicht geboten, wie beim Einhalten der Abstandsregeln – die Methoden sind leider nicht mehr nur im Osten, wo die Volkspolizei ihre Fahrzeuge am Straßenrand noch mit Tarnnetzen abgedeckt hat, mit den Jahren immer „hinterhältiger“ geworden.

So waren wir oder ich bis zum Ende meiner aktiven Dienstzeit in nahezu jeder größeren Stadt der ehemaligen DDR, zum Teil mehrfach, wie etwa in Leipzig, Dresden, Weimar, Wismar oder Potsdam. Als meine Kolleginnen und Kollegen erfahren haben, dass mir Magdeburg noch fehlt, haben sie mir zum Abschied einen Aufenthalt im Wasserschoss Gommern bei Magdeburg geschenkt. Von dort aus konnte man bequem per Bahn nach Magdeburg fahren, so dass auch diese Lücke geschlossen war.

Auch über den Sport war ich öfters im „Osten“, sei es bei Meisterschaften in Schmalkalden (übernachtet haben wir im längst abgerissenen Hotel „Schützenberg“ in Oberhof, in Dresden oder zum Trainingslager in Kienbaum. Kienbaum, die größte Sportschule der ehemaligen DDR war bis zur Wende abgeschlossen wie eine Kaserne. Die am Liebenauer See zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder gelegene Anlage war die Keimzelle der (wie wir heute wissen oft mit Doping unterstützten) großen Sportfolge der DDR. Unabhängig von dieser Thematik, muss man festhalten, dass es sich um eine professionell aufgebaute Anlage handelt – die heute Bundesleistungszentrum und Olympiastützpunkt ist. Der See für die Kanutinnen und Kanuten (die vielfache Olympiasiegerin Birgit Fischer hat hier trainiert), die Leichtathletikanlagen, Sporthallen, Schwimmhalle, zwei Krafträume, jeder so groß wie eine Sporthalle oder eine asphaltierte zwei Kilometer- Strecke für die Geher. Eine Überdachte Werferhalle, eine Laufhalle, wo man mit einem Trick eine 400 m Rundbahn ermöglichte und eine Sauna (inzwischen leider abgebrannt), die von finnischen Sportkameraden gebaut worden war, runden das Bild ab. Dazu die unterirdischen Kammern, wo die Athletinnen und Athleten wochenlang eingesperrt wurden, um unter simulierten Bedingungen ein „Höhentraining“ durchzuführen.

Im vorderen Bereich befanden sich eine Gaststätte, die große Kantine und die Bungalows für die Spitzensportler – sämtlich Weltmeister, Europameister oder Olympiateilnehmer. Die anderen Sportler waren in einem großen Plattenbau am anderen Ende, des gut zwei Kilometer langen Anwesens untergebracht.

Als wir zum ersten Mal um das Jahr 1996 dorthin kamen, befand sich das Zentrum im Umbruch: hier noch die Hinterlassenschaften und alten Seilschaften aus der DDR-Zeit – dort die Herausforderungen der Anpassung an das Sportsystem der Bundesrepublik. Wurden bei unserem ersten Aufenthalt dort noch die Kohlen per Radlader in die riesigen Heizkessel befördert, weil die Wärme in den Plattenbauten durch die einfach verglasten Fenster und die nicht isolierten Türen so schnell entwich, wie sie reingekommen war, so wurde Kienbaum im Lauf der Jahre umfassend renoviert.

Zu meinen Höhepunkten zählt, dass ich im Jahn-Sportpark im Prenzlauer Berg (dem früheren Stadion der Weltjugend, wo einst Uwe Hohn den Speer auf über 100 Meter warf) die großen Erfolge meiner Läufer miterleben konnte oder dass ich in Potsdam im Rahmen der Deutschen Seniorenmeisterschaften in meinem sicher besten 10.000 Meter-Rennen den fünften Platz belegen konnte. Aber dieser neu dazu gewonnene Teil Deutschlands macht mit der Vielfalt der Landschaften einfach Freude.

Elbsandsteingebirge, Elbtal und Dresden, Oberhof mit der Langlaufhalle (wo ich auch schon geskated habe), die Mecklenburger Seenplatte, Rügen oder Usedom – nicht zu vergessen, meinen „Lieblingssee“, den Stechlinsee und viele andere mehr, waren und sind reizvolle Ziele.

20. Zu Hause in Europa

Während diese Zeilen geschrieben werden, hat das Drama des Austritts des Vereinigten Königreichs aus der EU, der Brexit, den vorläufigen Höhepunkt und Abschluss erreicht. Dabei ist Großbritannien eines meiner Lieblingsreiseziele; kein Land habe ich so oft besucht.

Begonnen hat alles im Sommer des Jahres 1972. Nachdem die Reise im Jahr davor daran gescheitert war, dass Siegfried seinen VW in den Graben gesetzt hatte, machten sich Fritz und ich auf die Reise. Fritz hatte von seinem Vater Otto – der mir lebenslang in guter Erinnerung bleiben wird, weil er mich als erster an das Steuer seines Autos (auf dem abgesperrten Hartplatz in Oberreichenbach (!), wo er an einem ADAC-Geschicklichkeitsturnier teilnahm, gelassen hat – dessen Opel „Commodore“ bekommen. Einen Sechszylinder mit 130 PS.

Über Ostende ging es bei stürmischer Überfahrt nach Dover und von dort auf der North-Circular-Road um London herum nach Hitchin, nördlich von London. Dort trafen wir uns mit Steve, einem jungen Engländer, den Fritz im Jahr zuvor am Strand von Cavallino in Italien kennen gelernt hatte. Steve stammte aus Luton (ein eingefleischter Fan von Luton Town FC) und befand sich in einer Ausbildung zum Bankkaufmann. Mit Steve, der es bis zum Direktor bei Barclay's Bank in London gebracht hat und seiner Familie verbindet sich seit der Zeit eine langjährige und vertrauensvolle Freundschaft.

Von dort ging es in den äußersten Westen von Wales, nach Tiers Cross in der Nähe von Haverfordwest. Dort hatte ein Kriegskamerad von Fritz' Vater nach Ende seiner Kriegsgefangenschaft in einen Bauernhof eingeheiratet. Wir halfen ein paar Tage bei der Ernte, genossen die Atmosphäre im einzigen Pub des Dorfes, wo man uns zu Ehren das Lied von „Lilly Marleen“ anstimmte und fuhren dann weiter zum Lake District. Unvergessen der

Bankangestellte in dem Ort Cockermouth, der zum ersten Mal in seinem Leben einen Euroscheck sah, mit dem Geld abheben wollte.

Übernachtet haben wir immer im Zelt. Von dort über Chester nach Schottland, wo wir beim Wandern in den Cairngorm-Mountains noch Schneereste vorfanden und unser Lager in Grantown-on-Spey aufschlugen, um von dort aus die Gegend zu erkunden: Inverness, Loch Ness, Tomintoul und die Besichtigung der Highland-Distillery „Tamdhu Glenlivet“ sind zu erwähnen. Einer meiner Lieblingsplätze, zu dem ich mit den Jahren noch zweimal zurück gekehrt bin, ist das Loch Lochindorb, nahe Grantown-on-Spey.

Zurück ging es dann entlang der Ostküste über Edinburgh und Newcastle nach London, wo wir drei Tage auf dem Campingplatz in Chigwell verbrachten und von dort mit der U-Bahn nach London reinfuhren. Zu der Zeit war der Sommer in Großbritannien so heiß, dass Wasser rationiert werden musste und der Hyde Park nur noch eine braune Wüste war.

Dieser Reise sollten noch viele weitere folgen: mit Hanne, später mit den Kindern, dann ein paar Mal mit Sabine mit tollen Erlebnissen, wie Highland-Games oder das „Military-Tattoo“ in Edinburgh, im Rahmen unserer Rundreise mit Übernachtungen in Burgen und Schlössern Schottlands. Nicht alle, aber doch viele Winkel der Britischen Insel konnte ich bereisen; immer haben wir versucht, einen Besuch oder ein Treffen mit Steve und seiner Familie zu vereinbaren. Vor allem sind wir auf unterschiedlichsten Wegen auf die Insel gelangt: Fähre von Ostende nach Dover oder von Calais nach Folkestone, mit dem Hoovercraft (mit Hanne und den Kindern 1990 – was für mich die schönsten und schnellsten Überfahrten waren) oder (mit Sabine) von Amsterdam über Nacht nach Newcastle und mit dem Eurostar unter dem Kanal durch – heute, sofern man nicht im Stau vor Calais oder Folkestone steht, die schnellste und bequemste Methode.

Großbritannien war aber nur eines der vielen Ziele, die ich zu Zeiten von Hanne, mit Sabine oder im Rahmen von internationalen Projekten besucht habe. So haben Sabine und ich in der Zeit bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie in 167 (!) verschiedenen Hotels von Rom bis Tampere oder von Inverness bis Moskau übernachtet. Neben den schottischen Burgen und Schlössern, dem „Royal Horseguards“ in London direkt an der Themse oder dem „Kong Arthur“ in Kopenhagen ragt eines der Häuser besonders heraus: das „Radisson Royal Moskau“! Dieser prunkvolle Bau im stalinistischen Zuckerbäckerstil am Ufer der Moskwa, gegenüber dem „Weissen Haus“, vor dem einst Boris Jelzin auf einem Panzer stand, zählt sicher zu den Top-Adressen der Hotels weltweit. Wir residierten im 16. Stock des über 30 Stockwerke hohen Gebäudes, das auch gerne als Hintergrund für Reportagen aus Moskau dient. Das Hotel ist prunkvoll ausgestattet, verfügt über sechs Restaurants und die „Mercedes-Bar“ im 32. Stock – Treffpunkt der Moskauer Schickeria; wir waren auch dort.

Die Moskau-Reise zählt zu meinen eindrucksvollsten Reisen überhaupt! Möglich war das Ganze aber nur, weil Sabine's Tochter Ramona, Journalistin und Slawistin mit einem Master-Prädikatsabschluss in Russisch an der LMU in München, zu der Zeit für die Friedrich-Ebert-Stiftung in Moskau tätig war. Ohne ihre Russisch-Kenntnisse wären wir „verloren“ gewesen, weil ab dem Verlassen des Flughafens – außer im Hotel – sämtliche Angaben nur auf Russisch (und damit in kyrillisch) gemacht wurden. Dadurch, dass Ramona privat bei einem russischen Wissenschaftler und Mitglied der Akademie der Wissenschaften untergebracht

war, konnten wir neben ihrer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse auf die „Insiderkenntnisse“ von Aleksander Kokejew zurück greifen.

Während St. Petersburg, das wir auf einer späteren, ebenfalls unvergesslichen Reise – mit dem Zug von Helsinki aus – besucht haben doch sehr westliche Züge zeigt (sieht man einmal von den Beschreibungen und Werbeaufschriften in Kyrillisch) ab, zeigt sich in Moskau das „wahre Russland“.

Auffällig für uns war die hohe Gehgeschwindigkeit mit der die Menschen unterwegs waren und im Grunde das Fehlen einer Mittelschicht: zwischen dem Luxus der Oberklasse und der Masse der eher einfachen Menschen gab es wenig.

Gegenüber den Verkehrsverhältnissen in Moskau ist Paris eher ein „Ponyhof“. Sechs Spuren in jede Fahrtrichtung auf den Ein- und Ausfallstraßen – die äußerste Spur grundsätzlich nur für schwarze Limousinen mit Blaulicht – und ein hohes Tempo, gepaart mit der Fahrweise vergleichbar der auf einer Rennstrecke – ich glaube mir würde es Spaß machen, da mitzumischen!

Die Zahl der Sehenswürdigkeiten (auch in Petersburg konnten wir alle Highlights besichtigen), die wir der kurzen Zeit schafften war groß: Kreml und der Rote Platz, Kaufhaus „Gum“, Kremllmauer und der aufgebahrte Lenin in seinem Mausoleum, die Lomonossow-Universität und eine Schiffsfahrt auf der Moskwa. Interessant die Geschichte von Lenins Anzug: verstorben im Januar 1924, steckte man ihn in einen stahlblauen Anzug aus englischem Tuch. Nachdem das „gute Stück“ trotz der gut überwachten „Lagerung“ in die Jahre gekommen war, bedurfte es zur Zeit des „Kalten Krieges“ einer Erneuerung dieses Anzugs. Der dafür benötigte Stoff musste trickreich von sowjetischen Agenten aus England beschafft werden.

Dazu als „i-Tüpfelchen“ das tolle Frühstück im Hotel – mit dem früheren Bundesinnenminister Michael Kloß (mit dem ich mich später im Foyer noch unterhalten konnte) als Gast am Nebentisch. Hier wurde wahrlich mit dem berühmten „Silbernen Löffel“ gespeist.

Ausgehend von einer Bekanntschaft mit Malte, die Uwe und ich bei einer Tagung in Paris gemacht hatten, kam ich in Kontakt zur DEKRA-Akademie. Malte, mittlerweile ebenfalls im Ruhestand, war Projektmanager für EU-Projekte bei der DEKRA-Akademie. Auf Grund der Vielzahl von Projekten die er zu betreuen hatte, bat er mich um Unterstützung bei der Betreuung dieser Projekte. So kam ich nach San Sebastian – für mich einer der schönsten Städte, die ich besucht habe – und Bilbao mit dem Guggenheim-Museum im spanischen Baskenland oder nach Santa Maria Imbario in der Provinz Chieti, zwischen Pescara und Bari im südlichen Italien gelegen. Für diese Anreise entscheid ich mich für den PKW, weil die anderen Alternativen auch nicht schneller gewesen wären: entweder Flug nach Rom und von dort mit dem Mietwagen in gut vier Stunden über die Abruzzen und das Ganze wieder zurück oder Fahrt nach Hahn, von dort Flug nach Pescara und von dort mit dem Taxi nach Santa Maria Imbario. Um Mitternacht fuhr ich los – um 11.00 Uhr war ich dort. Der Tagungsverlauf selbst verlief etwas chaotisch, dafür waren das Hotel (Schosshotel auf einem Berg mit großem Swimmingpool und toller Aussicht) und die Abende sehr schön. Jeff aus

Newcastle, der nach Rom geflogen war, hatte dort einen Fiat-Panda („because of the Italian feeling“) gemietet und die Fahrt über die Abruzzen auf sich genommen. Er war gerne bereit, die abendlichen Fahrten in die Umgebung zu übernehmen. So fuhren wir zu fünft (!) im Panda nach Pescara und an die Küste. Dort – es war sehr wenig los – genossen wir zu fünft ein „Sechs-Gänge-Menü“ mit Getränken für zusammen 130,00 (!) Euro.

In San Sebastian lernte ich Sergio aus Eibar kennen, Leiter eines Schulungszentrums im Baskenland. Für seine Kollegen (Berufsschullehrerinnen und Berufsschullehrer aus der Region Vittoria und San Sebastian) habe ich sogar einmal einen wöchentlichen Kurs über das Deutsche Duale System der Berufsausbildung ausgerichtet. Dazu hatte ich einen Raum auf dem Campus der Universität in Stuttgart-Vaihingen angemietet.

Am Ende fällt es schwer zu entscheiden, wo es – außer natürlich zu Hause – am schönsten war: im Trubel und der Geschichte Moskaus, dem Glanz der Zaren in St. Petersburg, der winterlichen Stimmung Finnlands (oder dessen lange Sommernächte), der Weite Schwedens und der imposanten Landschaften Norwegens, wenn man den Norden Europas betrachtet – oder sind es die abwechslungsreichen Landschaften Großbritanniens: Cornwall, Wales oder die schottischen Highlands?

Unvergessen die grünen Wiesen Irlands und die urigen Pubs (zum Beispiel die „Millenium Bar“ nahe der „Halfpenny-Bridge“) in Dublin. Da ich im Rahmen eines EU-Projekts, an dem das Dublin Institute of Technology (DIT) in Gestalt des hochangesehenen Declan Allen, beteiligt war, konnte ich viel Insiderwissen erwerben. Das lustige war, dass Declan – übrigens der einzige Muttersprachler im damaligen Projektteam (die anderen kamen neben aus Frankreich, Österreich, Spanien und Irland) – bei den (wie bei EU-Projekten üblich) in Englischer Sprache geführten Unterhaltungen am schlechtesten zu verstehen war. Nach einem gemeinsamen Abend an einer Bar in Dublin, hatte ich mich in den Slang „eingearbeitet“.

Dazu das Flair Spaniens mit Mallorca, Barcelona, Valencia oder dem tollen Baskenland um Bilbao und San Sebastian – eher nicht begeistert hat mich das Chaos in Rom, dafür die Schönheit der Toskana, oder der adriatischen Küste. Nahezu unerreicht die Gastronomie Südtirols, eingebettet in eine herrliche Landschaft, die Kaffeehäuser und Gasthäuser Wiens (mit dem besten Wiener Schnitzel „aller Zeiten“ beim „Hrdlizka“ in der Nähe des Schwarzenbergplatzes) oder der Glanz von Prag.

Meinen ersten Prag-Besuch erlebte ich als Zeuge des ersten Stabhochsprung-Meetings auf dem Prager Wenzelsplatz, zum dem mich der Veranstalter Pavel Beran eingeladen hatte. (Mit Pavel habe ich wegen der Verpflichtung von tschechischen Athletinnen kooperiert).

Im Augenblick – leider aktuell nicht machbar – würde ich sagen, es ist Frankreich! Gerne zieht es uns zurück an die Strände der Bretagne, zu dem gemieteten Ferienhaus in Sichtweite von „Les Sables Blanc“ zwischen Loctudy und Lesconil, auf einen Weißwein auf der Terrasse beim „Quincy“ in Lesconil, von dem wir hoffen, dass er die Krise übersteht.

Begeisternd die Städte Frankreichs – natürlich Paris, aber auch Orleans, Dijon, Strasbourg, Metz, Reims, Marseille, oder Beaune sind tolle Städte.

Selten haben wir so gut und preiswert gespeist, wir im Hotel „Grand Paris“ in Digne-le-Bains, auf unserer Rückfahrt von Hyeres an der Cote d'Azur über Grasse und die Region der Verdon-Schlucht.

Natürlich ist das nicht die volle Aufzählung und natürlich gibt es auch für mich noch „weiße Flecken“ auf der Karte Europas – wobei es mich/uns nicht überall hinzieht.

Aber Lissabon, Budapest, Brüssel (wo die Corona-Krise einen Besuch in diesem Jahr verhindert hat) oder Danzig und Masuren könnten schon noch lohnende Ziele sein.

Neuseeland, wo ich immer hin wollte, wird ein Traum bleiben – immerhin hat meine Tochter Britta im Rahmen ihres Studiums ein dreimonatiges Praktikum beim „Landratsamt“ in Gisborn auf Neuseelands Nordinsel (die östlichste Stadt der westlichen Hemisphäre) absolviert – und ob ich es noch nach Kanada und in die USA schaffe, wird die Zukunft zeigen. Entfernte Verwandte in Nebraska hätte ich.

Sind wir gespannt, ob oder ab wann es uns wieder erlaubt wird zu reisen und ob wir auch gesund bleiben, um diese Reisen unternehmen zu können.

21. Donzdorf

Donzdorf kannte ich nur im Zusammenhang mit der Hochzeit einer der Cousinen von Hanne, die im Hotel „Becher“ in Donzdorf gefeiert worden war.

Nun lernte ich Sabine kennen! Schon bei unserem ersten „Date“ in einer Pizzeria in Eislingen an der Fils haben wir uns ineinander verliebt und sind nun schon fast 18 Jahre zusammen. Sabine hatte nach ihrer Scheidung kurz davor eine tolle Dachwohnung in Donzdorf erworben, wo sie mit den Töchtern Corinna und Ramona eingezogen war. Zu der Zeit wohnte ich bereits in meiner kleinen Wohnung in Heutensbach. Nachdem ich in der ersten Zeit eher nur am Wochenende nach Donzdorf gefahren bin – das eine oder andere Mal hat mich Sabine auch in Heutensbach besucht – wurden die Besuche mit der Zeit immer häufiger, so dass ich ab 2003 im Grunde mehr in Donzdorf als im Weissacher Tal war. Allerdings hatte ich da ja noch meine ehrenamtlichen Aufgaben als Trainer und Vereinsvorsitzender (s.o.) – auch mein Amt als Vorsitzender des Leichtathletikkreises Rems-Murr gab es noch. Im April 2004 bin ich dann endgültig nach Donzdorf umgezogen – die Wohnung in Heutensbach habe ich zunächst an Lars vermietet und sie dann nach dessen Umzug verkauft. Vom nach Abzug der Verbindlichkeiten übrigen Betrag habe ich mir dann meinen Porsche Cayman als Jahreswagen gekauft, an dem ich zehn Jahre lang große Freude hatte.

Am 05.05.05 haben Sabine und ich in Donzdorf standesamtlich geheiratet – interessanterweise habe ich erst einige Jahre danach aus alten Unterlagen erfahren, dass mein Großvater Christian Eugen Holzäpfel und meine Großmutter Emma Sofie, geb. Weber (aus Dürrmenz/Mühlacker) stammend ebenfalls an einem Tag mit „Schnapszahl“ geheiratet haben, am 11.11.11!

Am Anfang war Donzdorf für mich nur „Schlafstadt“. Das Haus habe ich morgens früh verlassen, anfänglich gegen 6.20 Uhr – später musste ich wegen zunehmender Verkehrsdichte die Abfahrt auf immer früher verlegen, um nicht spätestens ab dem Plochinger Dreieck im Stau zu stecken. Je nach Wochentag/Trainingsbetrieb bzw. Unterrichts-, später Dienstende bin ich dann zurück nach Donzdorf oder nach Weissach ins Stadion gefahren und erst danach weiter nach Donzdorf. Nicht nur aus diesem Grund bin ich in der Regel immer mit dem Auto gefahren. Ausnahmen bildeten nur Abschlussfeiern und ähnliches, weil ich grundsätzlich nicht Auto fahre, wenn ich etwas (oder mehr als ein kleines Bier) getrunken habe. Auch ist der ÖPNV leider auch in den 40 Jahren, in denen ich ihn nutze, nicht so vorangekommen, wie uns das unser „Grüner“ Verkehrsminister glauben lassen möchte – er muss ja nicht damit fahren! Doppelte Fahrzeiten sind einfach nicht zu tolerieren. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob ich täglich etwa 1 ½ Stunden oder drei Stunden an Pendelzeiten aufwenden muss, ohne dass man beim ÖPNV weiß, ob man nicht noch mehr Verspätung (oder einen Zugausfall) hat.

Mit der Zeit konnten wir uns dann mehr in das Öffentliche Leben in Donzdorf integrieren, auch wenn als „größter Mangel“ sicher unsere geringe Affinität mit dem Faschingstreiben gesehen werden muss. Die Umzüge waren immer toll – die aufwändigen Wagen, bunten Gruppen und die großartigen Ideen sind hochprofessionell.

Auch wollte ich mich ganz bewusst nicht mehr über die Maßen im Ehrenamt engagieren, das hatte ich lebenslang gemacht. Obwohl sicher nicht die alleinige Ursache, so hat mein umfangreiches Engagement sicher mit dazu beigetragen, dass meine erste Ehe in die Brüche gegangen ist. Man muss auch aus Fehlern lernen!

So blieb es bei meinem Engagement als Schriftführer für den Verein Freie Wähler Donzdorf-Reichenbach u.R.-Winzingen e.V., dem Förderverein für die kommunale Arbeit der Fraktion der Freien Wähler im Stadtrat von Donzdorf. Dieses Amt habe ich mehr als zehn Jahre ausgeübt.

In meine „Donzdorfer Zeit“ fallen neben den ersten Jahren meines Ruhestands auch viele neue Herausforderungen und schöne Erinnerungen.

So wurde ich kurz nach meinem Eintritt in den Ruhestand gefragt, ob ich die Nachfolge von Lothar als Geschäftsführer des EZA-Bildungsinstituts Stuttgart GmbH (EZAB) übernehmen wolle. Auf einen damals Siebzigjährigen sollte ein „weniger älterer“ folgen. Leider entwickelt sich das Institut nicht so, wie sich die Gesellschafter und vor allem ich vorstelle. Eine Hauptursachen ist der Rückgang einer unserer wichtigsten Zielgruppen, die Abiturientinnen und Abiturienten an Wirtschaftsoberschulen, die wir mit unseren Kursen – wie im Übrigen alle Absolventen an beruflichen Schulen – auf die Abschlussprüfungen vorbereiten wollen. Zudem hat „Corona“ unseren Betrieb im Grunde zum Erliegen gebracht, weil unsere Kernkompetenz in der direkten Unterstützung zu sehen ist und Online-Kurse sich schwer mit unseren pädagogischen Vorstellungen in Einklang bringen lassen.

Neben der Tätigkeit für EZAB bin ich nach wie vor für die KS 1 bei der Unterstützung im Rahmen von EU-Projekten engagiert – aktuell in einem Projekt u.a. mit der Regierung von Katalonien, der Kammer in Barcelona, EARLALL in Brüssel und einer Berufsschule in

Chomutov/Tschechien. Dazu, immer im Wintersemester, Vorlesungen an der Dualen Hochschule in Stuttgart, sowie in den Monaten April/Mai ehrenamtliche Erstellung von Gutachten für die Nationale Akademie Bildung für Europa in Bonn.

Im Jahre 2008 habe ich dann mein kleines Buch „Deutschland braucht den Businessplan“ geschrieben und über den Novum-Verlag veröffentlicht. Kurz darauf folgte die Publikation meines Kinderbuchs „Trapp, Geschichten vom Pferd“, das ich im Kern schon Jahre zuvor niedergeschrieben hatte. Leider sind beide Bücher wirtschaftlich gesehen ein „Flop“ – warum auch immer...

Immer wieder schön waren die Besuche von hochklassigen Konzerten. Eine kleine Auswahl: Chris de Burgh in der Stuttgarter Liederhalle, Chris Rea in Mannheim und Stuttgart. Die großartige und zu früh verstorbene Marie Fredrikson mit „Roxette“ haben wir zweimal gesehen, die Stimme von Joe Cocker bleibt – trotz der nicht optimalen Akustik der Hanns-Martin-Schleyer-Halle – unvergessen.

Silvesterparties auf dem Dach des Hotels „Speicherstadt“ in Hamburg, im Hotel „Seerose“ direkt am Strand von Kölpinsee auf Usedom oder auf der Ile de France in Strasbourg, waren ebenso Highlights wie die – teilweise mehrfachen - Besuche in den Restaurants der Sterneköche Johann Lafer, Vincent Klink, Lea Linster (Luxemburg), Alfons Schuhbeck oder Alexander Hermann in Wirsberg.

Ebenfalls in meine Donzdorfer Zeit fällt der Zeitraum unserer Mitgliedschaft im Bundesverband Mittelständische Wirtschaft (BVMW). Lothar Lehner, BVMW-Repräsentant für den Kreis Göppingen hatte uns von den Vorzügen überzeugt. Während unserer Mitgliedschaft haben Sabine und ich zahlreiche Veranstaltungen besucht, darunter die Jahrestagungen im Hotel „Maritim“ in Berlin, das ich bereits von meiner Anwesenheit bei Bundesbestenehrungen meiner Schüler kenne. Die BVMW-Jahrestagungen waren immer sehr gut besetzt (mindestens ein Bundesminister und der Staatspräsident oder die Staatspräsidentin eines europäischen oder afrikanischen Landes). Es war uns gegönnt, dass wir den großartigen Präsidenten des BVMW, Mario Ohoven, noch persönlich kennen lernen durften. Sehr schön waren auch die Veranstaltungen auf Einladung des BVMW-Verbandes Sachsen: hier waren wir sowohl bei einem Sommerfest auf dem „Lingnerschloss“ oberhalb von Dresden, als auch zum Christstollenbacken nach Bärenhecke bei Glashütte im Erzgebirge eingeladen. Im Rahmen einer von Michael Heilig (BVMW Donau-Ries) organisierten BVMW-Veranstaltung lernte ich den Direktionsleiter der Deutschen Vermögensberatung (DVAG) Thomas Obertanner kennen, so dass ich nach einer Ausbildung am Schulungszentrum bei Dinkelsbühl nun – eher nebenher – Produkte der DVAG vermittele. Michael Heilig war es auch, der uns eine tolle Begegnung mit dem Künstler Willi Siber, einer der bedeutendsten deutschen Maler und Bildhauer der Gegenwart, im Rahmen einer Ausstellung in der Oberschwäbischen Villa Rot ermöglichte.

Auf Festen und Märkten in Donzdorf, sowie in der Gastronomie waren wir regelmäßig zu Gast. Immer ein Genuss der Besuch im „Raffaele“, unserem Lieblingsitaliener bei Susi und Raffa oder die ehrliche und sehr gute Küche im „Lindenhof“ beim „Karle“.

Der örtliche Handel wurde und wird von uns kräftig unterstützt. Leider wurde und wird uns das nicht gedankt – so haben weder Sabine (für das Leasing) noch ich für meine Produkte der DVAG oder mein Consulting Aufträge aus Donzdorf oder dem Kreis Göppingen bekommen. Auch das ein Grund, warum uns der Abschied am Ende nicht so schwer fallen wird. Immerhin konnte ich über die Schiene „Freie Wähler“ zahlreiche Kontakte knüpfen und war sehr gut über die örtliche Entwicklung informiert.

Die Corona-Pandemie und der Streit, der uns von Sabine's Bruder und dessen Sohn aufgezwungen wurde, führt nun dazu, dass wir woanders noch einmal neu beginnen wollen – wir freuen uns darauf!

22. Fahrzeuge

Was wäre eine Story über mein bisheriges Leben, ohne auf meine Fahrzeuge und meine Begeisterung für Fahrzeuge allgemein, einzugehen. Nachdem – laut meiner Mutter – mein erstes gesprochenes Wort „Auto“ gewesen sein soll, war und bin ich bis auf meine alten Tage davon fasziniert, auch wenn uns die Regierenden diesen „Spaß“ immer weniger gönnen und uns Autofahrer mit immer mehr Schikanen drangsaliieren.

Über meine ersten Autofahrten, im 190 D des Ochsenwirts wurde an anderer Stelle schon berichtet. Daneben erinnere ich mich an Mitfahrten im DKW-Kastenwagen vom Schreiner-Schneider, in dem mich mein Freund Kurt Nagel mitgenommen hat. Der Wagen hatte einen Zweitaktmotor (logisch beim DKW) und Schiebtüren auf der Fahrer- und Beifahrerseite. Kurt besaß auch einen schwarzen Motorroller, vom Typ Zündapp „Bella“, wo ich ab und zu als Sozius mitfahren durfte. Unvorstellbar heute: alles ohne Sicherheitsgurte, geschweige denn einem Helm. Der Grad der Motorisierung in den 1950-er-Jahren war ohnehin sehr gering. Die wenigsten Menschen besaßen ein Auto und fuhren wie selbstverständlich mit der Bahn – Liebenzell ist Station der Nagoldtalbahn von Pforzheim nach Eutingen im Gäu.

Zu Eutingen im Gäu verbinde ich eine interessante Geschichte. Um Möbel für das Wohnzimmer auszusuchen, kam mein „Dete“ Hermann aus Illingen mit seinem grauen Mercedes Ponton 180 (mein Freund Friedhelm besitzt heute einen schwarzen Oldtimer dieses Modells) nach Liebenzell, um dann mit Sigrid, mir und unseren Eltern in eine dortige Möbelfabrik zu fahren. Das dort gekaufte Wohnzimmer-Buffer war lange in unserem Besitz – nach dem Tod der Eltern stand es eine Zeit lang bei mir im Arbeitszimmer in Allmersbach, danach bei mir im Wohnzimmer in Heutensbach. Erst mit meinem Umzug nach Donzdorf habe ich das Möbelstück an eine Familie Russo aus Schorndorf verkauft.

Ob die Möbel dann von meinem Onkel Karl mit dem Pferdefuhrwerk von Eutingen nach Liebenzell gekommen sind, weiß ich nicht mehr. Fakt ist aber, dass Onkel Karl in den 1950-er-Jahren Mobiliar meines Vaters mit dem Pferdefuhrwerk von Illingen nach Liebenzell gebracht hat. Dabei hatte er hin und zurück immerhin eine Strecke von 40 Kilometern zurück zulegen und das an einem Tag!

Den meisten Kontakt mit Autos hatte ich über meinen Vetter Harald (Jahrgang 1943), der, wie bereits erwähnt, als Kfz.-Mechaniker und später Kfz.-Meister arbeitete – ein allseits

anerkannter Fachmann, der auch später als Fuhrparkmeister der Stadt Bad Liebenzell den gesamten Fuhrpark, einschließlich der Feuerwehrfahrzeuge tadellos in „Schuss“ hielt. Da Harald bei Opel Hauser tätig war, lag die Verbindung zu Marke „Opel“ nahe. So war mein erstes Auto ein Opel Kadett A, über den ich bereits berichtet habe. Auf diesen folgte dann 1970 ein Kadett „B“ in Kardinalrot. Das Fahrzeug verfügte über einen großen Kofferraum, was meinen Eltern wichtig war, das wir für den Betrieb immer große Mengen, meist bei „Metro“ in Korntal, einkaufeten.

Weil die Fahrzeuge zur damaligen Zeit noch längst die Lebensdauer erreichten, die wir heute gewohnt sind – vor allem der Rost machte vielen Fahrzeugen zu schaffen – wurde der Kadett um das Jahr 1974 herum vom roten Ascona A abgelöst. Mit diesem tollen und wendigen Fahrzeug hatte ich viel Spaß. Harald und ich haben den Wagen zusätzlich optimiert. Dazu gehörte nicht nur die Modifikation des Motors, sondern auch der Einbau von Radio, Drehzahlmesser oder Sicherheitsgurten. Den Ascona habe ich bis zu Geburt von Lars gefahren. Hanne besaß parallel dazu einen giftgrünen Golf I, der ihren grauen Käfer aus den 60-er-Jahren abgelöst hatte. Bis dahin verfügten alle von uns gefahrenen Fahrzeuge nur über zwei Türen.

Als die Geburt von Lars bevorstand, mussten wir unseren Fuhrpark neu ordnen! Sowohl der Golf, als auch der Ascona wurden verkauft.

Bei Auto Gust in Stuttgart-Botnang (wir wohnten da schon in Weilimdorf) haben wir den neu auf den Markt gekommenen Opel Kadett „D“ in pistaziengrün mit vier Türen erworben. Das Fahrzeug (das gleiche Modell ist heute noch bisweilen in Sendungen mit dem „Schmidt-Max“ im Bayerischen Fernsehen zu sehen) war ein Raumwunder! Der vorne quer eingebaute Motor und Mini-Block-Federn hinten ermöglichten dies ebenso, wie die umklappbare Rücksitzbank. Leider bekam der Wagen dann mit etwa 40.000 km einen Motorschaden, der produktionsbedingt war. Nachdem aber die Firma Auto Staiger in Schwäbisch Gmünd (wir waren zu der Zeit oft in Schwäbisch Gmünd, der Heimat von Hanne, wo ihre Mutter lebte und u.a. eine 27 Ar große Obstbaumwiese besaß, die zu mähen in der Regel mir oblag) und die Adam Opel AG es ablehnten die Kosten zu übernehmen, weil die Garantiezeit abgelaufen war und die Ursache - nachweislich – produktionsbedingt war, habe ich meine Markentreue zu Opel für beendet erklärt! Das ist bis heute so geblieben und zeigt, dass manche unternehmerischen Entscheidungen über Jahrzehnte nachwirken können.

Der „D-Kadett“ war dann das erste Auto, in dem Lars (wenn auch nur im Kinderwagen) mitgefahren ist. Das Auto ist dann mit uns am 13. Juli 1981 nach Allmersbach umgezogen. Als Lars größer wurde und mehr an Ausstattung mitgenommen werden musste, kam der Wunsch nach einem größeren Wagen auf. Eigentlich intuitiv haben wir dann bei VW Bischofberger in Backnang (später aufgegangen in der AHG) einen VW Passat Variant in grünmetallic angesehen. Der Kauf wurde günstig, weil der Verkäufer auf der Probefahrt mit unserem Opel in einen Unfall verwickelt war, der den Kadett zwar nur leicht beschädigte, aber den Kauf für uns sehr attraktiv machte. Am selben Tag haben wir übrigens erfahren, dass Hanne mit Britta schwanger ist. Der Passat, ein 1600-hunderter Diesel mit um die 80 PS war äußerst sparsam und geräumig. So haben wir bei unseren Urlauben an die Ostfriesische

Küste (Bensersiel, Neuharlingersiel) oft Verbrauchswerte von um die vier (!) Liter auf 100 km erzielt.

Dem Passat folgte dann 1989 unser roter VW Multivan. Gekauft haben wir ihn bei Auto Wagenblast in Schwäbisch Gmünd, auf Vermittlung meines Feuerwehrkameraden Uwe Ziebart (+). Dieser besaß eine Kfz.-Werkstatt in Allmersbach im Tal. Der „Multivan“ hatte in etwa die selbe Motorisierung, wie der Passat, was aber für das Fahrzeug zu gering war. Das größere Gewicht und der höhere Luftwiderstand erforderten gerade an Autobahnsteigungen immer wieder eine beherzte Fahrweise, um den Schwung nicht zu verlieren.

Der Multivan bot die Möglichkeit, dass man darin nicht nur schlafen, sondern auch gemeinsam essen konnte. Die Kinder konnten – heute ebenfalls unvorstellbar – bei langen Fahrten entweder auf dem Boden spielen oder sogar während der Fahrt schlafen.

Selbst konstruiert und gebaut hatte ich einen Küchenblock mit Spüle; darunter ein „Porta-Potti-WC“. Gekocht wurde auf einem Gaskocher. Mit dem Bus haben wir dann auch große Fahrten unternommen, wie die Reisen durch die (Noch-) DDR und Ostdeutschland oder auf die Britische Insel. Zwischenzeitlich hatten wir ein großes Steilwandzelt dazu gekauft. Meist war es so, dass Lars und ich im Zelt geschlafen haben, während Hanne mit Britta und Ameli im Bus schliefen. Das ganze Gepäck und das Equipment wurde dann im großen Zelt verstaut. Besonders unsere Großbritannien-Reise 1990 war ein Erlebnis.

Hin und zurück mit dem Hoovercraft, Besuche bei Steve (und mit ihm zusammen in London), Cottage in Wales, Lake District und hoch bis Inverness und Grantown-on-Spey. In Wales haben wir unsere Freunde Andrea und Chris, die ich 1972 mit Fritz zusammen auf dem Campingplatz in Grantown-on-Spey kennengelernt hatte, besucht. In London waren wir unter anderem bei „Madame Tussout“, was Ameli in der „Chamber of Horror“ beim Anblick der in Spanien bis zu Franco-Zeit angewandten Tötungsmittel, der Gavotte, zu dem Kommentar veranlasste, „dass dies keine gute Art sei, um einen umzubringen“.

Überhaupt muss man den Mut von Ameli bewundern – sie war noch keine sechs Jahre alt und hat alles mitgemacht. Erstaunlich auch, dass sie Jahre später, sie war gerade zwölf Jahre alt, sich alleine in einen Reitstall mit täglichen Ausritten getraut hat, als wir für ein paar Tage ein Cottage in der Nähe von Devizes (Partnerstadt von Waiblingen) in Wiltshire gemietet hatten.

Im Rahmen dieses Urlaubs haben wir dann auch Stonehenge, den Steinkreis von Avebury und das malerische Marlborough besucht.

Mit dem Multivan gab es leider die eine oder andere Unannehmlichkeit – einmal ist ein Zahnrad des Anlasser gebrochen und hat den Motor blockiert – so dass der Motor nur gerettet werden konnte, weil ich diesen schnell ausgeschaltet hatte und den Wagen glücklicherweise bis auf den Parkplatz bei der Waiblinger Rundsporthalle auslaufen lassen konnte. Da hatte ich an dem Tag ohnehin hin gewollt, weil meine Athleten bei Baden-Württembergischen Meisterschaften im Crosslauf, die dort stattfanden, antraten. Zurück kam ich mit einem der Väter der Athleten, das Fahrzeug hat dann am nächsten Tag mein langjähriger Feuerwehrkamerad Uwe Ziebart abgeholt und repariert.

Parallel zum Multivan war es dann möglich, dass wir ein zweites Fahrzeug anschaffen konnten. Es handelte sich um einen gebrauchten beige Polo der ersten Serie, damals baugleich mit dem Audi 50. So waren wir innerhalb der Familie flexibler. Der Polo wurde leider zum Totalschaden, weil mir ein Ford „Granada“ ins Heck gefahren ist, als ich in Backnang an einem Fußgängerüberweg angehalten hatte, um eine Frau passieren zu lassen. Der Fahrer des „Granada“ war durch die tief stehende Sonne geblendet gewesen. Zum Glück ist weder der Frau, die durch mein nach vorne gestoßenes Fahrzeug umgeworfen worden war, oder mir außer Prellungen nichts passiert.

Interessanter Weise hatte ich wenige Tage zuvor mit dem Polo eine Tour durch den Schwäbischen Wald (Vorderwestermurr, Hinterwestermurr, Murrhardt) unternommen – an die 30 Jahre später (2020) führte mich eine der letzten Touren mit meinem Porsche eben wieder in diese Gegend. Zufall?

Dem beige Polo folgte ein blauer VW Polo mit Steilheck. Ein Fahrzeug, das sich total bewährt hat und uns allen über mehr als zehn Jahre gute Dienste geleistet hat. Lars, Britta und Ameli habe alle drei die ersten Jahre ihres Autofahrerlebens mit diesem Auto erlebt. Auch mir hat der Wagen treue Dienste geleistet und mich nur einmal in Schwierigkeiten gebracht. Als ich Ende der 1990-er Jahre auf der Fahrt zum Lausitz-Meeting in Cottbus war, bin ich über Tschechien gefahren und habe in Karlsbad eine kurze Pause eingelegt. Als beim Anlassen des Motors, am Auspuff weißer Rauch aufgestiegen ist, wusste ich, dass dies – im Gegensatz zur Papstwahl – kein gutes Zeichen ist.

Das bedeutet in der Regel, dass die Zylinderkopfsichtung defekt ist und dadurch Wasser aus dem Kühlsystem in den Motor eindringt, das dann über das Abgassystem als Dampf entweicht. Normalerweise sollte man das Fahrzeug nicht mehr weiter bewegen, kann aber – sofern man in der Lage ist, ständig Kühlwasser nachzufüllen, zumindest versuchen bis zur nächstmöglichen Werkstatt zu kommen. Dazu war es in dem Fall ratsam, wieder nach Deutschland zu kommen. So habe ich, unter Zugabe sämtlichen mitgeführten Mineralwassers, über den Grenzübergang Oberwiesental dann Gelenau bei Annaberg-Buchholz, südlich von Chemnitz erreicht.

Im Autohaus Fleischer, konnte man den Polo reparieren. Wir haben das so geregelt, dass ich einen Mietwagen übernommen habe, mit dem ich dann über Chemnitz – die hatten zu der Zeit sogar ein Breuninger Kaufhaus - nach Cottbus gefahren bin, um auf dem Rückweg den Polo wieder abzuholen.

In Cottbus war ich insgesamt dreimal: 1998 mit dem Polo, 1999 mit meiner Honda Deauville und noch einmal 2000 mit dem Lupo. Übernachtet habe ich da immer im Hotel „Sorat“ in der Innenstadt. Im gegenüberliegenden Irish-Pub habe ich miterlebt, wie Bayern München in den letzten Spielminuten noch das Finale der Champions-League gegen Manchester United verloren hat.

Auf den Multivan folgte 1997 der VW „Sharan“, ein Re-Import in grünmetalllic, dieses Mal wieder mit Benzinmotor. Das Fahrzeug haben wir bei Auto Brunold, damals noch in Backnang, gekauft. Das Autohaus Brunold war einige Jahre ein bedeutender Sponsor unseres Stabhochsprung-Meetings. Brunold hat immer Fahrzeuge im und ums Stadion ausgestellt.

Der Sharan war ein komfortables Familienauto, mit dem wir häufig an die Nordseeküste und die Inseln (Föhr) gefahren sind. Klappte man die Rücksitze um, konnte man sogar eine Matratze rein legen. So habe ich zum Beispiel bei meinem Start beim Rennsteig-Marathon im Sharan übernachtet. Damals gab es die Möglichkeit auf dem Gelände des Waldbades nahe Neuhaus am Rennweg, wo immer der Start erfolgte, zu übernachten. Zu Baden war es Anfang Mai in der Regel noch zu kalt – man befand sich auf der Kammhöhe des Rennsteig – einzig meine Ex-Freundin Christina hat es 2002 gewagt, morgens in der Frühe ins kalte Nass zu springen.

Einer der Gründe, warum ich 1999 die „Deauville“ (s.u.) verkauft habe war, dass ich den Versicherungsrabatt für ein drittes Fahrzeug benötigte. In meiner ersten Ehe kriselte es schon, Hanne fuhr den Sharan und die Kinder benötigten den Polo immer häufiger. So erwarb ich als Jahreswagen von einem Werksangehörigen der Volkswagen AG meinen gelben VW „Lupo“. Dazu bin ich mit einer Menge Bargeld (damals noch D-Mark) in der Brusttasche per Bahn nach Wolfsburg gefahren. Dort wurde ich vom Käufer abgeholt. Etwas mulmig wurde mir, als die Fahrt zu einer Kleingartenanlage ging, wo dann das Geld und die Fahrzeugpapiere ausgetauscht wurden. Alles ging glatt!

Allerdings wurde mir ein Schaden verschwiegen, den ich wenige Jahre später bemerkte, weil der Lack auf der linken Seite mehr verbleichte als der Rest des Fahrzeugs. Nachdem bei Karosseriebau Fritz in Backnang (ebenfalls jahrelang einer der Sponsoren unseres Stabhochsprung-Meetings) festgestellt wurde, dass dem ein Vorschaden zu Grunde lag, wurde der Schaden auf Kosten des Vorbesitzers repariert.

Der Lupo hatte einen sehr robusten Dieselmotor: 60 PS aus 1900 ccm. Ein wahres „Arbeitstier“. Ab der Zeit war ich im Grunde nur noch mit dem Lupo unterwegs; selbst mit drei Athleten sind wir damit zu Baden-Württembergischen Meisterschaften gefahren. Mit dem Lupo war ich auch unterwegs, als ich Sabine kennen gelernt habe.

Parallel zum Umzug nach Donzdorf ging es mit den Fahrzeugklassen aufwärts. Durch den Wegfall des Trennungunterhalts und dem zurückgehenden Unterhalt für die Kinder hatte ich wieder finanziell etwas Luft, nachdem ich davor wirklich kaum mehr Geld am Ende des Monats übrig gehabt hatte.

Der Polo mit den 105 PS, schwarz und den breiten Reifen ist mir beim Besuch der AHG in Backnang sofort ins Auge gestochen. Fünfgang-Getriebe, Sportsitze, Sportfahrwerk und vor allem die breiten Reifen machten das Auto zu einem echten „Hinkucker“. Den Polo bin ich von 2003 bis 2007 gefahren.

2007 bin ich dann auf Audi umgestiegen. Bei Auto Lutz in Donzdorf kaufte ich meinen ersten A 3 Sportback – 1,9 Liter Motor und 140 PS, Sechsgang-Getriebe, Sportausstattung. Mit diesem A 3 waren wir unter anderem auf unserer großen Skandinavien-Tour 2008: Kopenhagen – Husquarna – Stockholm – Karlstad – Oslo – Hermansverk – Bergen – Stavanger – Kristiansand – Aalborg waren die Stationen. Ein äußerst zuverlässiges Fahrzeug, mit dem ich mehr als 100.000 Kilometer zurück gelegt habe.

Als dieser A 3 dann etwa 120.000 zurückgelegt hatte, fand ich es an der Zeit, dieses tolle Auto zu ersetzen.

Mein zweiter A 3, im Prinzip genau in der selben Ausführung wie der Erste, war noch besser und noch zuverlässiger als der vorherige A 3. Während beim ersten einmal das Radlager vorne rechts und einmal die Steuerung der Standheizung repariert werden mussten – war beim zweiten A 3, den ich von 2011 bis 2018 gefahren bin, nie (!) etwas kaputt. Als ich das Fahrzeug dann im Frühjahr 2018 mit knapp 220.000 Kilometern abgegeben habe, war das wie ein Abschied von einem guten Freund.

In der Zwischenzeit hatte ich mir endlich einen Lebenstraum erfüllen können. Ich konnte mir einen Porsche leisten! Es war ein 987-er-Cayman, 267 PS, Sechszylinder Saugmotor und natürlich Schaltgetriebe – ein Traum in Weiß. Es war das beste Auto das ich je gefahren bin. Baujahr 2009, habe ich den Cayman 2010 als Jahreswagen erworben, nachdem sich Herr Kolb vom Porsche-Zentrum in Göppingen sowohl vor dem Kauf, als auch in all' den Jahren danach, sehr um mich bemüht hat.

Dieser reinrassige Sportwagen ist toll ausbalanciert und wendig – eine Freude, gerade auf kurvigen Landstraßen. Zum Glück bin ich im Jahr 2020 noch die Silvretta Hochalpenstraße gefahren; eine richtige Abrundung meiner zehn Jahre mit dem Porsche. Sie werden unvergessen bleiben!

Weil das Corona-Jahr 2020 vieles in unserem Leben verändert hat, habe ich mich vom Porsche getrennt. Es war jetzt aber keine spontane Entscheidung, sondern es war ein sich entwickelnder Prozess. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass es uns Autofahrern immer schwerer gemacht wird, uns zu entfalten. Fahrzeiten, wie in etwas über vier Stunden für die 600 km von Donzdorf bis Berlin, werden für ewig der Vergangenheit angehören; dazu die immer wieder im Raum stehenden Phantasien zu einem Tempolimit auf Autobahnen. Eine schreckliche Vorstellung!

Nun fahre ich unseren VW California Campingbus, der uns gerade im Corona-Jahr gute Dienste geleistet hat, weil wir spontan reisen und unterwegs dann im Bus Kaffee trinken konnten. Dazu den A 3 Sportback Quattro von Sabine – ebenfalls ein tolles Auto.

Dazu kommen viele andere Fahrzeuge, die ich im Lauf der Jahre von anderen gefahren bin, herausragend sicher der A 8 Quattro mit dem Zehn-Zylinder-Lamborghini Motor von Hans Binder, der 928-er-Porsche, mit dem „Transaxle“-Antrieb oder der Lamborghini „Avantador“, mit dem ich in Hockenheim einige Runden gefahren bin.

Immerhin „Platz nehmen“ konnte ich in einem Formel-Rennwagen, dem Formel V meines Bruders Andreas oder dem einen oder anderen „Super-Sportwagen“, die mein Freund Michael Mehlin bei seinen Besuchen in der Tankstelle dabei hatte.

Neben den zuvor geschilderten PKW bin ich in den 30 Jahren von 1969 bis 1999 drei Motorräder gefahren.

Zuerst die BMW R 25/3, Baujahr 1951, also mein Jahrgang. Diese Maschine habe ich meinem Freund Fritz abgekauft, der auf eine BMW R 75/5 umgestiegen ist. Ich war der 7. (!) Besitzer. Erstbesitzer war mein späterer Feuerwehrkamerad, Helmut (Mudl) Lörcher. Mit der BMW unternahm ich zusammen zahlreiche Fahrten, auch in der Gruppe mit den Kumpels.

Allerdings hatte die R 25 den Nachteil, dass sie – vor allem bei feuchten Bedingungen – sehr störanfällig war.

Daher entschloss ich mich 1973 zum Kauf eines neuen Motorrads. In Pforzheim hatte gerade Jo Böhme, ein zu der Zeit noch aktiver Motorradrennfahrer, seinen Motorradladen eröffnet. Ich erwarb eine Suzuki GT 250, eine Zweitaktmaschine mit 27 PS und getrennter Ölschmierung, was die „Zweitaktwolken“ sehr deutlich reduzierte. Die „Susi“ war total handlich und ging flott. Im ersten Jahr bin ich bestimmt 6.000 km gefahren; danach fehlte mir einfach die Zeit, so dass es im Jahr nur noch 1.500 bis 2.000 Kilometer wurden. Dennoch habe ich die Suzuki lange besessen und in den 1990-er-Jahren im Weissacher Tal noch einmal generalüberholen lassen. Eigentlich schade, dass ich mich von der Maschine getrennt habe, aber ich wollte einmal eine Maschine mit größerem Hubraum und Kardantrieb fahren. Die Suzuki hatte einen Kettenantrieb, der eine regelmäßige Wartung erforderte – wollte man das ordentlich machen, galt es die Kette in kochendem Fett „auszukochen“.

1999 habe ich mir dann eine Honda „Deauville“ zugelegt. Ein tolles Tourenmotorrad, 750 ccm Zwei-Zylinder-V-Motor mit 50 PS und Kardanantrieb. Hanne war nicht sonderlich begeistert davon. Aber ein paar schöne Touren, unter anderem in die Alpen konnte ich schon unternehmen. Wie zuvor erwähnt, habe ich die Deauville dann verkauft, als wir den Rabatt für das dritte Fahrzeug brauchten. Seither bin ich kein Motorrad mehr gefahren. Im Grunde gilt das selbe wie für die Trennung vom Porsche: die Verkehrsverhältnisse und vor allem die Beschränkungen nehmen einem immer mehr die Freude am Autofahren. Die rückläufige Akzeptanz des Autos mögen für aktuelle und kommende Generationen akzeptabel sein – ich werde mich nicht mehr daran gewöhnen.

Abschließend noch ein paar Worte zu meinen LKW-Fahrten. Natürlich habe ich nie einen eigenen LKW besessen und bin LKW nur während meiner Bundeswehr- und meiner Feuerwehrzeit gefahren: Unimog, MAN, Mercedes-Langschnauzer, TLF 16 Magirus, und LF 16 Mercedes waren die Fahrzeuge. Dazu die Fahrt mit einem US-Truck in Erding.

23. Zu neuen Ufern

Es war Mitte März 2020, Sonntag der 15., um genau zu sein – die Corona-Pandemie begann die Welt und uns in den „Würgegriff“ zu nehmen. Keiner wusste, was auf uns alle zukommen würde und so nutzten wir das gute Wetter, um mit unserem „California-Bus“ in den Schwarzwald zu fahren. Am Waldparkplatz „Mahdsbrunnen“, zwischen Bieselsberg (wo sich meine Vorfahren mütterlicherseits bis in das Jahr 1617 zurück verfolgen lassen) und Schwarzenberg (Gemeinde Schömberg/Kreis Calw) gelegen, parkten wir und wanderten durch die schönen Wälder. Sabine war so fasziniert davon, dass Sie mir die Frage stellte, ob ich mir vorstellen könne, in diese Gegend zu ziehen.

Da musste ich nicht zögern! Nur wenige Kilometer entfernt, drunten im Tal der Nagold, in Bad Liebenzell, bin ich aufgewachsen und war trotz meiner langen Abwesenheit immer noch gut vernetzt. Hatte ich doch auch erste wenige Monate zuvor im Rahmen des 50-jährigen Jubiläums unseres „Prisma-Clubs“ wieder viele der alten Freunde – oft nach Jahrzehnten – wiedergetroffen. Nun stellte sich zuerst die Frage Bauplatz, Haus oder wieder

Eigentumswohnung? Im Angesicht der Corona-Beschränkungen war der Gedanke mit der Wohnung relativ schnell vom Tisch – bald war klar, dass wir noch einmal neu bauen wollten. Das größte Problem dabei war es, ein Baugrundstück zu finden. Die Nachfrage am Markt ist trotz Krise um ein Vielfaches höher als das Angebot, 80 Bewerber für sieben Plätze oder bis zu knapp 1.000 Euro pro Quadratmeter sind keine Ausnahmen.

Über eine Annonce für ein Kern-Haus in Bieselsberg, das aber zum Zeitpunkt meiner Anfrage gerade verkauft worden war, traf ich auf Bernhard Kühner, dem zuständigen Verkaufsleiter für Kern-Haus in der Region. Er hätte Bauplätze in Oberreichenbach anzubieten und lud mich zu einem Gespräch vor Ort ein. Gesagt getan: bei schönem Wetter besprachen wir die Sachlage auf einer Parkbank am Waldrand von Würzbach, einem Teilort von Oberreichenbach. Hier aber lag das Problem. So schön die Lage von Würzbach, umgeben von herrlicher Natur auch ist, für mich war es schon etwas zu weit weg von Liebenzell. Von Herrn Kühner verabschiedete ich mit dem Versprechen, dass ich mit ihm ein Haus baue, sobald er oder ich dafür einen Bauplatz hätten.

Das Gespräch hatte mich nun für Oberreichenbach sensibilisiert, da ich hatte ich durchaus gute Erinnerungen. Hatte ich doch im Opel von Otto Kopp dort auf dem Sportplatz (damals noch ein Hartplatz) viele Jahre zuvor zum ersten Mal ein richtiges Auto lenken dürfen. Eine früher von mir trainierte Leichtathletin, Karin, für die ich durchaus Sympathien entwickelt hatte, stammte von dort und Elisabeth, die Mitbesitzerin der örtlichen Tankstelle war einst mit mir konfirmiert worden. So suchte ich also die Gegend um Oberreichenbach herum nach möglichen Grundstücken ab und entdeckte im Teilort Igelsloch (heißt wirklich so – liegt neben Sieh Dich Für, das auch in Wirklichkeit so heißt) gleich mehrere Grundstücke, die erschlossen waren. Auf meine telefonische Anfrage beim Bürgermeisteramt in Oberreichenbach konnte man mir aber die Namen der Besitzer aus Datenschutzgründen nicht mitteilen, aber: Bürgermeister Kistner, der zufällig am Telefon war, sagte mir, dass er noch einen Bauplatz zu verkaufen habe, im Neubaugebiet „Oberes Dorf“, direkt hinter dem Rathaus in Oberreichenbach und nicht allzu groß. Aber 324 Quadratmeter war genau das was wir brauchten!

Zeit zum Nachdenken gab es keine. Quasi unverzüglich und ohne den Platz gesehen zu haben, schrieb ich ein Fax und sagte zu! Natürlich bin ich dann am Nachmittag gleich rüber gefahren, habe das Gelände fotografiert, das Okay von Sabine eingeholt und der Gemeinde Oberreichenbach endgültig zugesagt – die offizielle Bestätigung kam am 05.05. – unserem 15. Hochzeitstag! Der Notarvertrag wurde besiegelt und auch der Vertrag mit Kern-Haus geschlossen. Weil in diesem Jahr leider alles „ewig“ dauert, konnten wir mit dem Bau noch nicht beginnen – wir hoffen auf einen Start Mitte Januar 2021!

Alle hoffen, dass es dann nach und nach wieder Normalität in unser Leben einkehrt. Dieses 70. Lebensjahr war sicher mit das härteste meines Lebens. Noch nie habe ich mich so hilflos und an der „Nase herumgeführt“ gesehen wie seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie.

Sicher – es ist ein gefährlicher Virus, gegen den man sich wappnen muss und den sich keiner einfangen möchte. Aber müssen denn alle, die sich schützen und sich an Regeln halten darunter leiden, dass sich ein kleiner Teil der Gesellschaft nicht an die Regeln hält? Es ist eine

Ausnahmesituation, aber dass die Politik so panisch und angstgesteuert in das Leben eingreift, hätte ich mir nie träumen lassen.

Ich bin weder politisch rechts – ich sehe mich eher als „Liberaler“ - noch „Querdenker“, aber ich habe das Gefühl, dass – nicht nur in diesem Fall alles was nicht in den „Mainstream“ oder die Meinung der Regierungen passt, gleich in die rechte Ecke gestellt oder gar als verfassungsfeindlich betrachtet wird.

Wenn Masken helfen, warum belässt man es nicht bei einer Maskenpflicht und stürzt durch vollkommen, oft willkürlich erscheinende, Schließungen zehntausende in den Ruin? Muss man denn zuerst die über Hundertjährigen impfen, bevor das Pflegepersonal dran kommt? Warum werden diejenigen mehr geschützt, die sich durch ungesunde Lebensweise (Raucher, Alkoholiker, sich ungesund Ernährende) in eine Risikogruppe „manövriert“ haben? Was unterscheidet den Lebensmittelsupermarkt der, da unersetzlich, öffnen darf, vom Elektrofachgeschäft oder dem Schuhgeschäft? Während ich diese Zeilen schreibe, bräuchte ich einen Filter für unsere Kaffeemaschine – unser Fachhändler am Ort darf aber nicht öffnen. Um den Onlinehandel, der der große Gewinner dieser Krise sein wird, nicht noch weiter zu stärken und um den Einzelhandel zu erhalten, konnte ich den Filter beim Händler bestellen und kann ihn an einem hinterlegten Ort (berührungslos) abholen. Wo ist das Problem, wenn ich alleine und mit Maske den Laden betrete und sich die Verkäuferin hinter einer Glasscheibe befindet?

Erschreckend – gerade für mich, sind die täglichen Berichte über die „Todeszahlen“ – das ist wie ein 6:0 von Bayern München gegen Schalke 04 oder dass man Populisten wie Herrn Lauterbach „große Bühnen“ verschafft.

Wenn Herr Lauterbach als Arzt was taugen würde, würde er seine Zeit nicht mit „Panikmache“ in Talkshows verbringen, sondern durch Ausübung seines Berufs den Menschen helfen. Gleiches trifft nach meiner Meinung nach auf den aktuellen Kanzleramtsminister zu.

Hoffen wir alle, dass dieser „Albtraum“ bald ein Ende hat!

24. Dank und Epilog

Dank gilt in erster Linie meinen Eltern, besonders meiner Mutter. Leider war es Ihnen nur teilweise vergönnt, meinen Aufstieg und meine Erfolge zu erleben – meine Mutter verstarb 1993 im 81. Lebensjahr, nachdem sie bis zu ihrem 80. Geburtstag – wenn auch jedes Jahr weniger – zusammen mit meinem Vater „ihre“ Pensionsgäste betreut hat. Mein Vater ist nie ganz über ihren Tod hinweg gekommen und starb 2002. Zwei tolle Charaktere und liebe Menschen bleiben mir ewig in Erinnerung.

Mein Dank gilt aber auch allen, die mich auf meinem Weg begleitet, unterstützt – aber auch gefördert und gefordert haben. Neben meinen beiden Ehefrauen, Hanne und Sabine, möchte ich ein paar Personen hervorheben: diese sind mein erster Trainer Fritz Starzmann, der mir die Grundlagen der Leichtathletik beibrachte, mein langjähriger Tandempartner in der LG Weissacher Tal, Werner Sailer, der mir mit seiner Weltgewandtheit und Kompetenz gezeigt hat, wie hochprofessionelles Arbeiten im Spitzensport funktioniert und meine drei

Schulleiter in den 35 Jahren KS 1: Harry Müller, Dieter Rühle und Franz Scheuermann, die mich jeder auf seine Art so gefördert haben, dass ein Aufstieg bis zum Studiendirektor überhaupt erst möglich wurde.

Meine Kinder Lars, Britta und Ameli bitte ich um Nachsicht, dass ich weniger für sie da war, als sie es verdient gehabt hätten. Sie haben sich toll entwickelt und ihren Platz im Leben gefunden.

Dies soll das Ende meiner Geschichte nach 70 Jahren sein – noch ist es hoffentlich nicht das Ende meines irdischen Daseins.

Möge mir das Universum noch etliche Jahre gönnen, die ich mit Sabine, den Kindern und Stiefkindern, aber natürlich auch mit meinen tollen Enkelkindern – für die ich diese Geschichte in erster Linie geschrieben habe - gönnen.

Von Generation zu Generation verblasen Erinnerungen; dies soll auch ein Beitrag sein, eine Brücke von der Wirtschaftswunderzeit der Nachkriegsjahre bis zur Zäsur durch die Corona-Pandemie zu schlagen.

25. Anhang

Liste ausgeübter Ehrenämter

- Übungsleiter Schüler und Leichtathletik, Turnerschaft Bad Liebenzell
- Pressewart Leichtathletik, Turnerschaft Bad Liebenzell
- Abteilungsleiter Leichtathletik, Turnerschaft Bad Liebenzell
- 1. Vorsitzender Jugendclub Prisma e.V., Bad Liebenzell
- Pressesprecher Jugendclub Prisma e.V.
- Freiwillige Feuerwehr Bad Liebenzell: Maschinist, Fahrer und Ausschussmitglied
- Freiwillige Feuerwehr Allmersbach im Tal: Maschinist, Fahrer und Ausschussmitglied
- Arbeitsgemeinschaft Weissacher Tal Sportvereine Förderverein e.V.,
Sportkoordinator Leichtathletik
- Leichtathletikgemeinschaft Weissacher Tal: Mitbegründer, 20 Jahre Vorsitzender und leitender Trainer
- Verein der Leichtathletikfreunde im Weissacher Tal und Umgebung e.V.,
Mitbegründer und 1. Vorsitzender
- Vorsitzender des Leichtathletikkreises Rems-Murr
- Schriftführer des Leichtathletikkreises Rems-Murr
- Kassenprüfer bei der Dachorganisation „German Meetings“
- Schriftführer des Vereins Freie Wähler Donzdorf-Reichenbach u.R.- Winzingen e.V.
- Landesfachausschuss beim Kultusministerium Baden-Württemberg, Post und KEP-Berufe
- Landesfachausschuss beim Kultusministerium Baden-Württemberg, Sport- und Fitnessberufe
- Verwaltender Prüfungsausschuss beim Regierungspräsidium Karlsruhe
- Prüfungsausschüsse bei der Oberpostdirektion Stuttgart
- Prüfungsausschüsse bei den Kammern Stuttgart, Esslingen und Nordschwarzwald
- Mitglied der Bundesrahmenlehrplankommission beim Bundesinstitut für Berufsbildung für KEP-Berufe und Servicefahrer
- Mitglied der Landeslehrplankommission für KEP-Berufe und Servicefahrer beim Kultusministerium Baden-Württemberg
- Gutachter für die Bewertung von EU-Fördergutachten bei der Nationalen Agentur Bildung für Europa beim Bundesinstitut für Berufsbildung in Bonn

Liste persönlicher Kontakte mit Personen des Öffentlichen Lebens*

Adams, Christine, Deutsche Meisterin und Int. Medaillengewinnerin im Stabhochsprung

Adams, Walter, Olympiavierter im 800 m – Lauf, Mexiko 1968

Bartova, Daniela, zehnfache Weltrekordlerin im Stabhochsprung

Boullen, Kath, Präsidentin der Chamber of Commerce in St. Helens/Liverpool

Brenner, Norbert, Geschäftsführer des Deutschen Leichtathletikverbandes

Buschbaum, Yvonne (später Balian), EM-Dritte im Stabhochsprung

Czingon, Herbert, Bundestrainer Stabhochsprung und Landestrainer der Schweiz

Dragila, Stacy, Olympiasiegerin und mehrfache Weltmeisterin im Stabhochsprung

Fischer, Fritz, Weltmeister und Olympiasieger im Biathlon, Bundestrainer

Fischer, Sven, Weltmeister und Olympiasieger im Biathlon, TV-Experte

Franci, Josep, Präsident der Handelskammer in Barcelona

Frey, Josha, Landtagsabgeordneter

Funkenhauser, Zita, Olympiasiegerin im Fechten

Gruber, Gernot, Landtagsabgeordneter

Haaf, Dietmar, Hallenweltmeister im Weitsprung

Hingst, Carolin, mehrfache Deutsche Meisterin im Stabhochsprung

Hobek, Ulrich, Präsident von German Meetings

Iwan, Ralf, Geschäftsführer Deutscher Volleyballverband

Kaiser, Ursula (+), Sportjournalistin

Klein, Peter, Bronzemedaillegewinner EM 1982

Kloß, Michael, ehemaliger Innenminister der Bundesrepublik Deutschland

Lebherz, Heinrich, Präsident des Württembergischen Leichtathletikverbandes

Lohre, Günter (+), mehrfacher Deutscher Meister im Stabhochsprung

Lümali, Ergun, stellvertretender Gesamtbetriebsratsvorsitzender Daimler AG

Maier, Willi, Olympiateilnehmer und mehrfacher Deutscher Meister im 3000 m Hindernislauf

Marongiu, Andi, Geschäftsführer des Verbandes Spedition und Logistik Baden-Württemberg

Mayer-Vorfelder, Gerhard, Ministerialdirigent – später Kultusminister und VfB-Präsident

McEwen, Fletcher, Präsident des australischen Leichtathletikverbandes und IOC-Mitglied

Mehlin, Michael/Mike (+), Redakteur und Testfahrer bei „Auto, Motor & Sport“

Ohoven, Mario (+), Präsident des Bundesverbands Mittelständische Wirtschaft
Osenberg, Marc, Sportmanager
Poschmann, Wolf-Dieter, Redakteur und Moderator des ZDF
Rangnick, Ralf, Fußballtrainer und Fußballmanager
Rathmann, Matthias, Chefredakteur der Fachzeitung „Trans-Aktuell“ und Buchautor
Ryzich, Nastja, Hallenweltmeisterin im Stabhochsprung
Ryzich Lisa, Juniorenweltmeisterin im Stabhochsprung
Sailer, Werner, Physiotherapeut und fünffacher Olympiateilnehmer
Schmid, Harald, 5-facher-Europameister über 400 m Hürden
Schmid, Nils, Wirtschaftsminister des Landes Baden-Württemberg
Schmidt, Jochen, Motorrad-Grand-Prix-Rennfahrer,
Schönlebe, Thomas, Weltmeister im 400 m -Lauf
Scholz, Jürgen, Präsident des Württembergischen Leichtathletikverbandes
Schulte, Sabine, Deutsche Meisterin im Stabhochsprung
Schumann, Nils, Olympiasieger im 800 m – Lauf von Sydney
Siber, Willi, einer der bedeutendsten deutschen Maler und Bildhauer der Gegenwart
Strutz, Martina, mehrfache Deutsche Meisterin im Stabhochsprung
Sturm, Dr. Hans-Peter (+), Landespolizeipräsident und Präsident Salamander Kornwestheim
Thiel, Rudi, Organisator des ISTAF in Berlin
Tokatli, Fatih, Direktor beim Türkischen Metallarbeitgeberverband
Vlossadottir, Vala, Olympiabronzemedaillegewinnerin von Sydney
Walker, Ewald, Lehrer und Sportjournalist
Westermann, Lisel, Olympische Silbermedaille im Diskuswerfen, Mexiko 1968
Wetter, Jochen, Bundestrainer Stabhochsprung
Dazu zahlreiche BürgermeisterInnen, Landräte und Oberbürgermeister, darunter Frank Nopper, OB von Backnang und Stuttgart.

*) : Auswahl, Angaben zur Person beziehen sich auf den Status zum Zeitpunkt der Begegnung (-en)

Weltereignisse, die mir besonders im Gedächtnis geblieben sind (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

1956 Ungarnaufstand (mitbekommen durch „Fox Tönende Wochenschau“ im Kino)

1957 Römische Verträge – Gründung der EWG

1960 Olympische Spiele in Rom (Olympiasieg von Armin Hary)

1961 Bau der Berliner Mauer

1963 Ermordung von John F. Kennedy

1964 Olympische Spiele in Tokio (Olympiasieg von Willy Holdorf)

1967 Suez-Krise und „Sechs-Tage-Krieg“

1968 Niederschlagung des „Prager Frühlings“

1968 Ermordung von Martin Luther King

1971 Friedensnobelpreis für Willy Brandt

1972 Olympische Spiele in München

1974 Deutschland wird zum zweiten Mal Fußballweltmeister

1975 Ende des Vietnamkriegs

1977 Terrorismus in Deutschland

1980 Olympiaboykott für die Spiele in Moskau

1981 Anwar as-Sadat ermordet

1982 Falklandkrieg

1988 Ende des 1. Golfkriegs

1989 Fall der Berliner Mauer

1990 Deutschland wird zum dritten Mal Fußballweltmeister

1991 Ende des 2. Golfkriegs

1991 Auflösung der Sowjetunion

1992 Olympische Spiele in Barcelona

1997 Europarekord in Weissach im Tal

2009 Wahl von Barack Obama zum 44. Präsidenten der USA

2014 Vierter WM-Titel für die Deutsche Fußball-Nationalmannschaft

2016 Brexit-Referendum zum Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union

2020 Corona-Pandemie

Auswahl besuchter Orte (ohne Rangfolge und Anspruch auf Vollständigkeit):

Aachen, Aalborg, Ahlbeck, Airth/Falkirk, Aix-les-Bains, Algund. Alzingen/Luxemburg, Amrum, Amrum, Amsterdam, Antholz, Arezzo, Baden-Baden, Bad Godesberg, Bad Saarow, Bad Schandau, Bad Tölz, Baden/Wien, Badenweiler, Baltrum, Bamberg, Barcelona, Beaune, Beitostolen, Benodet, Bengersiel, Berchtesgaden + Obersalzberg, Berlin, Bern, Bilbao, Birmingham, Bingen, Bochum, Bonn, Bonnyrigg, Bozen, Brand, Bremen, Bregenz, Brest, Brocken, Bude, Burgkunstadt, Caen, Canterbury, Cardiff, Chorley, Chester, Cervia, Castellane, Chartres, Chemnitz, Chester, Chur, Colmar, Concarneau, Cottbus, Dalarna, Davos, Deidesheim, Deutschnhofen, Devices, Digne-les-Bains, Dijon, Dingle, Dinkelsbühl, Dortmund, Dournenez, Dresden, Dublin, Düsseldorf, Duisburg, Durbach, Edinburgh, Eibar, Eisenach, Epernay, Erding, Erfurt, Falun, Fischen, Florenz, Föhr, Fosnavag, Frankfurt/M., Freiburg, Friedrichshafen, Freudenstadt, Galway, Garmisch-Partenkirchen, Glasgow, Gmunden, Görlitz, Göteborg, Grantown-on-Spey, Graz, Grasse, Hagnau, Hamburg, Hanku, Haverfordwest, Heidelberg, Helsingborg, Helsingör, Helsinki, Heringsdorf, Hermansverk, Herzogenhorn, Hiddensee, Hinterzarten, Hof, Husquarna, Hyeres, Interlaken, Innsbruck, Invergary, Inverness, Istanbul, Jenesien. Karlstad, Kassel, Keswig, Kildrummy, Kienbaum, Killarny, Kilsane, Köln, Klingenthal, Kloster Banz, Kölpinsee, Königsee, Konstanz, Kopenhagen, Kristiansand, Kühlungsborn, Lago Trasimeo, Lahti, Lanciano, Land's End, Landau/Pfalz, Landshut, Langeoog, Lehr, Leipzig, Le Guillvinec, Lesconil, Liechtenstein, Limburg, Linz, Liverpool, Loctudy, London, Lübbenau, Lübeck, Lüneburg, Luton, Luxemburg, Magdeburg, Mallorca, Marseille, Meersburg, Meissen, Meran, Metz, Milano Marittima, Mora, Montalcino, Montepulciano, Mont St. Michel, Moskau, München, Mulhouse, Murnau, Neubrandenburg, Neuharlingersiel, Neuss, Newcastle, Norderney, Nürnberg, Oban, Obermeiselstein, Oberbärenburg, Obereggen, Oberhof, Oberstdorf, Orvieto, Oberwiesental, Orleans, Oslo, Paris, Passau, Pescara, Pfronten, Pienza, Pirna, Pisa, Plymouth, Point du Penmarche, Point du Raz, Pont Aven, Portsmouth, Potsdam, Prag, Pragser Wildsee, Prien am Chiemsee, Quimper, Radein, Radicofani, Ramsau am Dachstein, Rantum, Ravenna, Regensburg, Reims, Reit im Winkl, Rheinsberg, Ridnaun, Riesa, Röros, Rostock, Rothenburg o.T., Rouen, Rüdesheim, Rügen, Ruhpolding, Saarbrücken, Salem, Salzburg, San Sebastian, Salzburg, Saverne, Scharbeutz, Schmalkalden, Schorfheide, Schwerin, Seefeld, Segonzano, Siena, Sligo, Sogndal, Spiekeroog, Stonehenge, St. Albans, St. Helens, St. Moritz, St. Petersburg, St. Tropez, St. Wolfgang, Stavanger, Stechlinsee, Stein am Rhein, Sterzing, Stockholm, Stonehenge, Strasbourg, Stromburg, Sylt, Tallin, Tampere, Templin, Thun, Titisee-Neustadt, Tours, Travemünde, Trelleborg, Trier, Trondheim, Turku, Überlongen, Val die Fiemme, Valencia, Venedig, Verdun, Verona, Vierwaldstätter See, Völklingen, Vradal, Waren, Wattenscheid, Weimar, Westerland, Wien, Wengen, Windermere, Wiesbaden, Wirsberg, Wismar, Wolfsburg, Würzburg, Zandvoort, Zeulenroda, Zinnowitz, Zürich.

Persönliche Top 20 der besuchten Hotels (Rangfolge nur als Anhaltspunkt):

1. Radisson Royal, Moskau
2. Kong Arthur, Kopenhagen
3. Royal Horseguards, London
4. Crystal, St. Moritz
5. The White Lady, Kilsane/IRL
6. Le General, Paris/Place de la République
7. Taljörgele, Ridnaun
8. Kempinski Obersalzberg, Berchtesgaden
9. Beaurivage, Interlaken
10. König Laurin, Jenesien
11. Dei Capitani, Montalcino
12. Firenze, Verona
13. Dulhousie Castle, Bonnyrigg/Edinburgh
14. Grand Hotel Saltsjöbaden, auf den Schären vor Stockholm
15. Stadt Hamburg, Wismar
16. Grand Paris, Digne-les-Bains
17. Wasserburg Gommern, Magdeburg
18. Lindenhof, Bad Schandau
19. Ameron Speicherstadt, Hamburg
20. Sorat, Cottbus